Männer und Frauen.

Männer und Frauen.

Novellen

von

Amely Bölte,
Verfasserin des Visiten-Buches eines deutschen Arztes.

> Das Heiligste, die Pflicht, ist leider das,
> Was wir am öftersten in uns bekämpfen,
> Und meistens wider Willen thun.
>
> Gutzkow.

Zweiter Band.

Dessau,
Druck und Verlag von Gebrüder Katz.
1854.

Inhalt.

Das Kind des Proletariers.

Auf einem Weinberge an den Ufern der Elbe stand ein kleines Landhaus, bis auf das Dach hinauf von Reben überschattet, aus denen die Fenster wie klare Menschenaugen hervorblickten. Der Abend dämmerte eben herein. Aus den Schornsteinen stieg eine gerade Rauchsäule empor, die auf die Vorbereitungen zu einem Nachtmahle schließen ließ; ein einzelnes Licht bewegte sich im ersten Stock hinter den weißen Musselingardinen. In dem Dorfe, das sich am Fuße des Hügels weit hinzog, schlug so eben die siebente Stunde. Da öffnete sich knarrend die Thüre des Hauses und eine schlanke weibliche Gestalt wurde in derselben sichtbar. Sie zögerte einen Augenblick an

der Schwelle, blickte zum Himmel auf, als prüfe sie die niedrig hängenden Wolken, und dann erst zog sie die Thüre nach sich. — Vielleicht beruhigte sie der Schirm, den sie in der Hand trug. — Sie schritt rasch die Allee hinab und erreichte das äußerste Thor ihres Gebietes; aber ohne durch dasselbe aufgehalten zu werden. Nur zog sie ihren Shawl noch fester um sich, als empfinde sie unangenehm die Kühle des Abends. Der Maimond hat immer noch seine bösen Tage; auch wenn die drei Männer schon hinter ihm liegen. —

Auf der Straße, die durch das Dorf führte, war es ganz still und einsam. — Die Dunkelheit des Abends hatte die Kinder bereits zu den Eltern in das Zimmer getrieben; auf dem weißen Holztische vor dem Fenster brannte die Oellampe, und die Mutter trug eben schon die warme Suppe auf. Es war ein Bild des Familienlebens, dieses Ruhens nach der Arbeit, das ein Behagen verleiht, wie es der Müßige nie empfindet. Ahndete ihm die Süßigkeit desselben, er würde dem Andern das Loos der Arbeit beneiden, um dieser Momente des Ausruhens willen.

Die einsam wandernde Dame schien keine Zeit

zu haben, einen Blick auf diese häuslichen Scenen zu werfen. Sie verfolgte unaufhaltsam ihren Weg, bis sie ein kleines Häuschen erreichte, das am äußersten Ende des Dorfes lag. In dieses trat sie. Auf dem engen Flur war es dunkel. Sie wußte aber schon Bescheid und pochte gleich links an die Thüre, die sie auf das zurücktönende Herein! öffnete. Ein bunter Kreis war hier versammelt. — Kinder jeden Alters saßen gedrängt um einen Tisch, auf dem eine große Schüssel mit Suppe stand, in der Kartoffelstückchen schwammen. Die einfache Kost schien ihnen vortrefflich zu munden, und die rosigen lachenden Gesichtchen verriethen nicht, daß diese Nahrung eine nur kümmerliche sei. —

„Guten Abend!" sprach die Dame bei ihrem Eintritte mit weicher, wohltönender Stimme. —

„Ach, das Fräulein!" rief die Hausfrau überrascht und suchte nach einem Stuhle, den sie ihr anbieten konnte. Ihr Gatte, ein rüstiger, derb aussehender Mann, von vielleicht einigen Vierzig, der in seinen weißen Hemdärmeln dasaß, war bereits aufgestanden und hatte seinen Sitz vorgeschoben.

„Ich danke!" sprach das Fräulein. „Ich will

mich nicht setzen. Ich komme, um Lenchen abzuholen, und wünsche nicht, daß die Dunkelheit für meine Rückkehr nach Hause zu tief werde!"

„Gott! welch ein Glück für das Kind und für uns armen Leute!" rief die Mutter. „Der Himmel weiß, wie schwer es uns wird, bei dieser theuren Zeit so viele Mäuler zu stopfen, und satt machen muß man sie doch! Gott lohne es Ihnen, liebes Fräulein! Zehn Kinder ist für Leute, wie wir, ein Segen, bei dem man nicht aus noch ein weiß. Und man möchte doch gern ehrlich durch die Welt kommen."

„Wir müssen sehen, aus Lenchen ein gutes, braves Mädchen zu machen, das ihren Geschwistern mit forthilft. — Gute Nacht, Frau Buttern!" Sie nickte den Leuten noch einen Abschied und verließ dann, mit dem Kinde an der Hand, das Haus. Die Kleine folgte ihr ohne Zögern. Sie begriff vielleicht nicht, warum es sich handelte. Vielleicht auch hatte man ihr dies Scheiden aus dem elterlichen Hause als ein großes, beneidenswerthes Glück vorgestellt. Genug, sie wandelte still und ruhig ihres Weges und drückte weder Freude noch Betrübniß aus. Das Fräulein überließ sie sich selbst; —

sie wollte sie durch Fragen nicht einschüchtern. Nur einmal sagte sie: „Lenchen, warst Du denn schon satt, als ich kam?"

„Die Suppe kam eben erst auf den Tisch;" versetzte die Kleine leise. —

„Du sollst bei mir noch welche bekommen."

Das Kind antwortete hierauf nicht und drückte die Hand ihrer Führerin nur etwas fester. — Sie wandelten nun still neben einander hin, bis sie den Weinberg erreichten und in das Haus traten, dessen oberer Stock jetzt hell erleuchtet war. Das Fräulein stieg mit ihrer kleinen Schutzbefohlenen die Treppe hinauf, trat aber nicht in das Wohnzimmer, sondern ging geraden Weges in die Küche. — Hier rückte sie ihr einen Stuhl an den Tisch, setzte ihr einen Teller mit Suppe vor und fragte die Kleine dann, ob sie auch gewöhnt sei, Butterbrot zu bekommen. — „Sonntags! manchmal," lautete die bescheidene Antwort. Das Fräulein erwiederte darauf nichts, legte ihr aber still eine trockene Scheibe hin. „Rufen Sie mich, sobald das Kind gegessen," sagte sie der Magd und trat dann in die Wohnstube. Hier saß ein alter Herr auf dem Sopha und verzehrte sein frugales Abendessen.

„Nun, Anna?“ redete er die Eintretende an. „Ist Deine Entführung ohne Abenteuer abgelaufen?“

Das Fräulein legte ihren Hut ab und nahm dem alten Herrn gegenüber Platz. — „Es ging über Erwartung gut, Großväterchen! Auch keine Thräne hat sie vergossen. Sie ißt jetzt ihre Suppe und dann lege ich sie zu Bette.“

„Nur das Eine bitte ich mir aus, nicht zu vergessen, daß ich von ihrem ganzen Anhang kein Stückchen erblicke! Alles Andere ist deine Sache. — Du magst sie erziehen, wie Du willst. Warnen nur will ich Dich noch einmal, daß es kein Glück für das Kind ist, wenn es Diejenigen mißachten lernt, die die Natur ihm als die Liebsten und Theuersten zugewiesen hat. Zerreißt man diesen Faden der natürlichen menschlichen Verhältnisse, so wird das abgerissene Blatt immer ein abgerissenes Blatt bleiben. Bedenke das wohl, Anna!“

Das Fräulein sah schmerzlich berührt vor sich hin.

„Ich habe die besten Absichten, Großväterchen! — Die Kleine soll lernen, durch die Arbeit ihrer Hände ihren Unterhalt gewinnen; dann bleibt sie Eltern und Geschwistern gleich gestellt. Brav,

gut, fleißig und geschickt soll sie sein, weiter nichts." —

„Und sich an den Luxus unserer Einrichtung gewöhnen."

„Wir leben ja so einfach, lieber Großvater."

„Freilich, im Vergleich mit Solchen, die besser leben, aber für das Kind bleibt unser Haus immer ein Palast."

„Sie wird unsere Einrichtung betrachten, wie unsere Mägde sie betrachten; als nicht für sie bestimmt."

„Und warum nicht für sie bestimmt?"

„Weil jeder Mensch nur das genießt, was er erworben."

„Und Du?"

„Was mein Vater und Großvater für mich erwarben!"

„Wenn sie Dich nun, statt Dich zu lieben, beneidete?"

„Sie muß Gottes Willen ehren. Ich werde sie darauf hinweisen, daß eine höhere Hand unsere Schicksale ordnet, und daß uns Unterwerfung ziemt."

„Da wünsche ich nur, daß es ihrem jungen

Leben nicht zu weh thun mag, die goldenen Früchte so nahe ihren Lippen zu fühlen."

Die Magd trat ein und meldete, daß Lenchen gespeist. Das Fräulein folgte ihr mit gerunzelter Stirne. — Es that ihr so weh, die Freude an ihrem guten Werke durch die Mahnungen des Großvaters geschmälert zu sehen. — In der Küche stand das Kind mit gefalteten Händen ihrer wartend. Die Kleine mochte vielleicht sieben Jahre zählen. Sie war rund und wohlgenährt, hatte große blaue Augen, einen kleinen Mund und schöne Farben. Vor Allem aber war der Ausdruck ihres Gesichts gut und offen. — Das Fräulein führte sie in ihr Zimmer, wo ein warmes Bad bereitet stand, entkleidete das Kind mit eigener Hand, ordnete ihr Haar, und legte sie schließlich, in reine Wäsche gehüllt, in ein sauberes Bettchen. — „Nun danke Deinem Gott für seine Güte, Kind!" sprach sie und entfernte sich mit dem Lichte. Lenchen aber schlief noch lange nicht, so verwirrend wirkten die neuen Eindrücke auf sie, so verwundert fand sie sich in ihrem Bettchen. — Als das Fräulein später selbst die Ruhe suchte, trat sie erstlich nochmals zu ihr hin und weilte mit dem Blicke auf ihr;

Lenchen merkte es wohl, blieb aber unbeweglich. Ein Gegenstand so vieler Aufmerksamkeit zu sein, war ihr befremdend; sie fand sich nicht gleich in diese Rolle. Sie erwachte früh, verließ sogleich ihr Lager und wollte, wie sie gewöhnt war, ihre Kleider anlegen; aber die Stimme des Fräuleins gebot ihr ein Halt! Sie sollte allerdings sich selbst bedienen, aber mit Seife, Schwamm und Handtuch umgehen, und endlich gar eine Zahnbürste gebrauchen. — Auch lagen neue Kleider bereit, einfach freilich, vom allergewöhnlichsten Stoff, aber sauber und nett. Nun wurde sie in die Küche geführt, wo ihr Frühstück, Milch und Brod, bereit war. Dann stand sie wieder mit gekreuzten Händen und schauete verwundert um sich. — Die Geschwister fehlten, die Spielgefährten während des langen Tages. Aber das Fräulein rief. Lenchen sollte lesen und stricken lernen und dann mit in den Garten gehen und pflanzen helfen. Das Kind bewies sich bei Allem sehr anstellig; aber sie sprach fast gar nicht. Wie eine Stumme kam sie den an sie gerichteten Aufträgen nach, — Wochen vergingen, bevor sie eine einzige Frage wagte. — Es war Besuch gekommen, und mit diesem ein kleines

Mädchen von ihrem Alter, das sie in den Garten geführt hatte. Man ging zu Tisch und der kleine Gast speiste im Zimmer, während Lenchen in der Küche blieb. — Sie aß nicht mit dem gewohnten Appetit. — „Warum sind Sie immer hier und nicht in der Wohnstube?“ fragte sie endlich die Mägde. — Diese sahen sie erstaunt an. Sie begriffen nicht, daß das Kind keine Idee von einem Haushalte hatte, der aus Herren und Dienern bestand; was sie bis dahin, ohne darauf zu merken, hingenommen, wurde ihr heute, wo sie der kleinen Spielgefährtin halber lieber im Zimmer geblieben wäre, auffällig. — Sie wäre gerne hineingegangen und wagte es nicht. — Sie hätte gerne gewußt, warum sie hier draußen bleiben mußte und blickte darum auf jene beiden Mädchen, die dies Schicksal mit ihr theilten. — „Wir haben hier draußen zu thun,“ erhielt sie endlich zur Antwort. „Und wenn Sie die Arbeit fertig haben?“ — „Dann bleiben wir auch hier; weil dies unsere Stube ist.“ — Die Kleine warf einen Blick umher, musterte alle Gegenstände, als ob sie die Küche heute zum ersten Male sähe und sah dann sinnend vor sich nieder. „Es ist aber nicht so hübsch hier, als im Zimmer;“

sagte sie endlich. „Für uns hübsch genug;“ hieß es zurück. „Wir sind armer Leute Kind und können nicht schön wohnen, wie Herrschaften.“ — „Meine Eltern sind auch arm,“ sagte Lenchen wie zu sich selbst, und schien beruhigt; sie wußte nun, warum sie in die Küche gehörte und äußerte keine Verwunderung mehr.

Ihr waren nun schon gewisse kleine Geschäfte aufgetragen, sie wusch nach dem Frühstück die Tassen und setzte sie in den Schrank. Dann ging sie umher und wischte sorgfältig noch einmal jedes Stäubchen ab. Mittags half sie in der Küche die Gemüse zuputzen und reichte hier und dort hülfreiche Hand. Das Fräulein stellte ihr stets die Mägde als Muster vor, denen sie mit allen Arbeiten nacheifern und die sie, wo möglich, noch übertreffen müsse. Auch sprach sie stets mit ihr von ihren Eltern und Geschwistern, lobte, wie gut und brav ihr Vater sei, wie mühsam er seine große Familie ernähre, und wie sie, die Gelegenheit habe mehr zu lernen, als ihre Schwestern, seine Stütze im Alter sein müsse. Lenchen hörte dem mit wahrer Andacht zu. Sie hatte die Sorgen ihrer Mutter um das liebe Brod im Gedächtniß, und sagte oft,

wenn sie die gelbe Butter mager über ihr Brod strich, — sie konnte aus Gewohnheit nur noch sehr sparsam damit umgehen — „zu Hause giebt es heute keine Butter!" — Man merkte dem Kinde überhaupt bei manchen Gelegenheiten an, wie es innerlich daran arbeitete, diese verschiedenen Lebensverhältnisse zu begreifen, und wie sie immer noch, was sie umgab, mit dem „zu Hause" verglich, und vor diesem Contrast, wie athemlos, verharrte. —

Monate waren schon vergangen; da hieß es eines Sonntags, Lenchen solle den Tag bei ihren Eltern zubringen. Das Kind sagte nichts, aber eine dunkle Röthe färbte seine Wangen und es sah ungeduldig zum Fenster hinaus, als könne sie den Augenblick nicht abwarten. Das Fräulein wollte sie auf ihrem Wege zur Kirche mitnehmen, und Abends sollte die Mutter sie wieder zurückbringen. Zum ersten Male wanderte sie den Weg in das Dorf hinab, den man ihr bis dahin verheimlicht, aus Besorgniß, sie möge sich heimlich fortstehlen, wenn ihr die fremde Umgebung zu fremd schien. Sie stand endlich vor der Thüre des kleinen Häuschens, in dem sie geboren. Vater und Mutter harrten ihrer schon und die Geschwister betrachteten sie aus

der Ferne, wie eine fremde Erscheinung, an die sie sich nicht mehr wagten. Das Fräulein nahm die Mutter bei Seite und bat sich aus, daß man dem Kinde keinen Hochmuth in den Kopf setze, ihre guten Kleider nicht lobe und sie auch sonst nicht beneide, oder eitel mache. „Merke ich das, gute Frau," fuhr sie fort, „so erhalten Sie Ihr Kind gleich zurück; denn es würde ihr dann zum Verderben, bei mir zu sein. Sagen Sie ihr immer nur vor: daß ich sie bei mir habe, damit sie arbeiten lerne, damit sie später ihr Brod verdiene. Das ist auch die Wahrheit. Sie soll, wenn sie groß ist, in einen Dienst treten, und weiter nichts." Die Mutter versprach alles und war auch so vernünftig, es zu halten. Auf diese Weise kehrte Lenchen am Abend mit einem ganzen Vorrath Ermahnungen zurück, ja recht geschickt und brauchbar zu sein, damit das Fräulein nicht ermüde, ihr etwas zu lehren. Zugleich hatten die Geschwister ihr manche heimliche Frage vorgelegt, über ihr tägliches Leben, und als sie von dem Fleisch hörten, das sie jeden Mittag aß, und von der Milch und Butter, dem Kaffee und Kuchen, den man ihr reichte, da fühlte sie bei den Ausrufungen der

Kinder erst recht, wie viel Gutes sie genieße, und kehrte um so lieber in ihre neue Heimath zurück. Der Eindruck, den dieser Besuch im Vaterhause gemacht hatte, war auch am folgenden Tage noch sichtbar. Lenchen sah gleichsam alles mit neuen Augen an und schien bemüht, sich ihre Lage klar zu machen. „Wenn ich groß bin, wohne ich dann bei den Eltern?“ fragte sie das Fräulein. „Nein Kind,“ antwortete diese; „Du mußt Dir dann Dein Brod verdienen, sie können Dich nicht erhalten. Du gehst dann zu einer Herrschaft.“

„Da könnte ich wohl zu Ihnen gehen?“ fragte sie vergnügt. —

„Wenn Dir der Dienst hier nicht zu schwer ist.“

„Ich werde schon so gut arbeiten, wie die Sophie und die Mine,“ rief sie, ihr Köpfchen aufwerfend, und war nun doppelt aufmerksam, den Verrichtungen derselben zu folgen. —

Der Großvater des Fräuleins, Herr Mosenberg, gewöhnte sich bald an die Kleine und als er sie so anstellig und thätig im Hause sah, schwanden auch seine Besorgnisse über ihre Zukunft. — Ueberdies war es ihm eine große Genugthuung,

seine Enkelin durch diese Sorge befriedigend für sie beschäftigt zu sehen. Sie war das Kind seiner einzigen Tochter, die in großer Ferne von ihm lebte und in ihrem häuslichen Kreise unentbehrlich war. Sein einsames Alter zu erheitern, hatte sie ihm eine Tochter überlassen, die ihm Gesellschaft und Pflegerin sein sollte. Da er aber die Welt nicht mehr besuchte, so entbehrte sie mancher Zerstreuungen, die einem Mädchen von ihren Jahren ein Vergnügen gewähren. — Herr Rosenberg fühlte das, und sann, wie er ihr eine Entschädigung bieten könne; aber die Einsamkeit des Landlebens zeigte ihm keine. Gerne gewährte er ihr daher jeden Wunsch, der in seinen Kräften stand, und ließ sie in seinem Hause, als freie Herrin, schalten. Sie war ein liebenswürdiges, sinniges Wesen, dem es Bedürfniß war, ihren Mitmenschen Gutes zu erweisen. In den Hütten der Armuth war ihr Name daher auch wohl genannt, und wohin ihr Fuß trat, da ließ er eine Segen verheißende Spur. Es hatten sich schon manche Nachbarn um ihre Hand beworben, denn es ging die Rede, sie sei die alleinige Erbin der Besitzung ihres Großvaters. Sie wußte das und

trug Sorge anzudeuten: daß sie sein Gut mit sechs Geschwistern theile. Das scheuchte Manche zurück; Andere achteten dessen nicht und waren mit der kleinen Morgengabe zufrieden, die ihnen eine sorgende, sparsame, liebevolle Gattin zubrachte. Wo diese Gesinnung sich fand, da liebte Anna wieder nicht, und eine Ehe ohne Liebe konnte sie nicht eingehen. Sie hatte bei einer ältern Schwester ein Verhältniß der Art erlebt, das sie mit Grauen erfüllte. Sie war Zeugin des Kampfes gewesen, der diese verzehrte, ob sie auf eine Trennung dringen und ihren Kindern entsagen, oder einem Manne, dessen bloße Nähe ihr schon Widerwillen erregte, noch länger Gattin sein solle; denn ein Mittelweg blieb ihr, so lange sie mit ihm in einem Hause weilte, nicht übrig. Nicht, daß von seiner Seite die Liebe ein so enges Band geschürzt hätte! — Er hatte nur ihre Schönheit geliebt und an diese war er nun lange gewöhnt, und sie wirkte daher nicht mehr auf ihn; es war nur die Bequemlichkeit, die ihn selbst über die Abneigung, die er einflößte, hinweghob. Er machte sein Recht geltend; wer konnte ihn daran hindern?

Anna war die Vertraute der Schwester in ih-

ren häuslichen Conflicten gewesen, die leider auf deutschem Boden nicht die Ausnahme sind! — Sie hatte damit einen tiefen Blick geworfen in jenen Abgrund von Elend und moralischer Entwürdigung, denen die Frau ausgesetzt sein kann und sich selbst das Wort gegeben, nie einem solchen bürgerlichen Gesetze unterthan zu werden, wo sie nicht vollkommen versichert sei, daß die Liebe des Mannes auf einem sittlichen Boden wuchere. Und diese Gewißheit erwarb sich nicht mit leichter Mühe. —

Herr Mosenberg war zufrieden, seiner Tochter Kind keinem andern Manne abtreten zu müssen; doch hätte er ihrer Neigung seine Einwilligung auch nicht versagt. Es war seine Absicht in solchem Falle seine Besitzung zu verkaufen und mit ihr zu gehen, wohin das Schicksal sie führe. Anna hatte ihr fünfundzwanzigstes Jahr schon erreicht und ihm noch keine solche Alternative gestellt. Auch sollten noch zehn andere Jahre vergehen, bis dieser Fall eintrat. — Indessen erzog sie ihr Lenchen und überwachte eine Schule, in welcher die Töchter der Proletarier den Mittwoch und Sonnabend Nachmittag unentgeldlich im Nähen, Waschen und Platten unterwiesen wurden. Später wollte sie

auch noch eine Kochschule einrichten, in der diejenigen derselben Unterweisung fänden, die diesem Zweige häuslicher Thätigkeit den Vorzug gaben. Auch fehlte dann noch eine Anstalt, um die Pflege und Wartung kleiner Kinder zu erlernen. Diese wohlthätigen socialen Einrichtungen beschäftigten sie so gänzlich, und füllten, nebst der Pflege ihres Großvaters, ihr Herz so völlig aus, daß sie keine Leere empfand und sich nach keinem eigenen Familienkreise sehnte. — Lenchen wuchs indessen heran, und wurde ein starkes, blühendes Mädchen. — In den Schulen für Töchter der Proletarier kam sie mit diesen zusammen, und lernte auf die Art nicht vergessen, wie man in ihrem Stande lebte und dachte. Daß ihr Fräulein sich so wohlthätig für dieselben bemühte, ging ihr tief zu Herzen, und war sie ihr ohnehin schon mit der dankbarsten Liebe ergeben, so steigerte sich dieselbe in diesem Bezug zu einer Art Anbetung. Sie dachte sich oft, daß ihr Leben nicht ausreichen würde, ihre Erkenntlichkeit an den Tag zu legen und wünschte fast ein Unglück, eine Krankheit, oder sonst ein Uebel herbei, damit sie nur beweisen könne, wie wahr sie ihr zugethan. —

Die Jahre schwanden hin, Lenchen feierte ihr fünfzehntes Geburtsfest und trat zugleich als selbstverantwortlich vor den Tisch des Herrn. Sie hatte ihre Erziehung vollendet, sie war dem Schulunterrichte entwachsen und durfte nun mit dem ihr geliehenen Pfunde wuchern. Mit hochrothen Wangen trat sie zu ihrem Fräulein ein.

„Ich habe eine Bitte!" sprach sie fast feierlich.

„Und die ist, Lenchen?" erwiederte diese, sie mit einem lächelnden Blicke messend, in dem schon die Gewährung lag; denn ihr Pflegling pflegte nie zu bitten, was ihre Beschützerin mit einem Nein zurückweisen konnte.

„Ich wollte bitten," fuhr das junge Mädchen halb verlegen fort, „daß Sie mir von jetzt an einen Dienst in Ihrem Hause anvertrauen. Ich bin groß und stark und verstehe auch zu verrichten was nöthig. — Warum sollte ich also als überflüssiges Mitglied hier leben? — Ueberdem könnte ich dann auch daran denken, meinen Eltern eine Stütze zu sein, das heißt — und sie zögerte ein wenig, als fehle ihr der Muth das auszusprechen, was folgen sollte — das heißt, wenn Sie glauben,

daß ich den Lohn verdiene, den die andern Mägde bekommen.“

Das Fräulein antwortete nicht gleich; sie wandte den Kopf ab gegen das Fenster zu, und zwei große Thränen stahlen sich über ihre Wangen. Des Mädchens Vorschlag, so edel er der Gesinnung nach war, that ihr in seinen Folgen weh. Ihr Herz zog sich zusammen vor dem Gedanken, daß ihr Pflegekind jetzt hinaustreten solle in die dienende Klasse, um das harte Wort „Du sollst!“ zu hören. Und doch hatte sie sie ja für den Stand erzogen, doch stets beabsichtigt, daß sie in demselben ihren Beruf finde! — Warum nun schmerzte es sie, das verwirklicht zu sehen, was sie als Ziel nie aus den Augen verloren und vernunftgemäß gebilligt? —

Sie faßte sich. „Lenchen!“ sagte sie und reichte ihr die Hand, „Du bist ein gutes Kind und ich bin mit Dir zufrieden. Du handelst wie ein braves Mädchen. Thue das stets und der Segen des Himmels wird nicht fehlen. Sobald Sophie Hochzeit gemacht hat, trittst Du an ihre Stelle. Bis dahin habe ich Zeit mich an den Gedanken zu gewöhnen; denn ich werde Dich sehr

entbehren, mein gutes Kind. Du bist jetzt immer mit mir gewesen, hast alle meine Arbeiten getheilt, mir überall geholfen; ich werde das sehr vermissen! — Aber es ist zu Deinem Besten, und da will ich mich gerne fügen."

Lenchen drückte die Hand des Fräuleins an ihre Lippen, diese aber schlang den Arm um sie und preßte sie innig an ihre Brust. Noch war sie ja ihr Kind, ihr Pflegling, noch stand sie ja in dem Verhältnisse einer zweiten Mutter zu ihr! — Und dieses schöne Band sollte sie lösen, indem sie dem jungen Mädchen eine Selbstständigkeit gab, die sie unter die Oberhut des Staates stellte, die Familienbande zur Nebensache machte, und die Polizei an die Stelle väterlicher Autorität treten ließ? Das letztere war ihr besonders schmerzlich. Es schien ihr, als würde das junge Wesen dadurch gleichsam von jener scheuen Mädchenhaftigkeit emanzipirt, die der Jugend so wohl steht; als ob sie jetzt den Männern gegenüber stehe, wie Jemand, der sich behaupten müsse; — denn ihre Autorität waren ja Männer. — Das Fräulein hatte Alles bedacht, als sie die kleine Proletarierin übernahm, nur nicht das Eine: daß in dem Momente, wo

dieselbe um Lohn und Brod diene, die Staats-bürgerin aus ihr hervorwachse und — sie konnte ihre Pflegbefohlene nicht ohne tiefen Schmerz in ein, ihrem weiblichen Gefühle so fremdes Verhältniß, treten sehen. Wohl hatte sie die Dienst-bücher ihrer Mägde stets in Händen gehabt! — Doch war ihr dabei nie Etwas aufgefallen, und sie begriff jetzt nicht, wie sie dieselben stets, wie eine ganz gewöhnliche Sache, betrachten können. So geht es aber mit den meisten Dingen und Verhältnissen, die uns erst dann klar anschaulich werden, wenn unsere eigene Empfindung dabei betheiligt ist.

Das Fräulein schloß sich in ihrem Zimmer ein, und erst als das Essen aufgetragen war, erschien sie mit rothgeweinten Augen vor dem erstaunten Großvater. —

„Was ist Dir, Anna?“ fragte dieser besorgt, und ließ seine Suppe sogleich unberührt stehen.

„Iß nur, Großväterchen,“ versetzte sie, ihm zulächelnd, wie wenn die Sonne aus Regenwolken scheint, „mir fehlt nichts; es ist nur wegen eines Dienstbuches, das ich meinem Lenchen besorgen

muß." — Und das schwere Wort hätte sie fast abermals ihrer Fassung beraubt. —

„Nun, das brauchst Du ja nicht selbst zu thun, Kind!" versetzte der alte Herr beruhigt. — „Da wollen wir schon Rath schaffen. So sei nur wieder vergnügt!" —

Die Sophie feierte endlich ihre Hochzeit und am Tage darauf begann Lenchen die Geschäfte derselben zu verrichten. An die schweren Arbeiten durfte sie sich aber nicht wagen, das Fräulein gab das durchaus nicht zu; sie sei dazu noch nicht stark genug, hieß es, sie wachse noch, und ihre Gesundheit könne leiden. Es erschien also an bestimmten Tagen eine Frau aus der Nachbarschaft und verrichtete alles das, was das Fräulein für ihren Pflegling zu schwer fand. Am letzten des Monates zählte diese den Lohn für die ihr dienenden Mädchen zusammen; als sie für Lenchen ein ein halb Thaler in der Hand hielt, haftete ihr Auge lange schmerzlich darauf und die Frage stieg in ihr auf, ob sie auch wirklich recht gethan, dem Mädchen einen Beruf zu wählen, der ihr nie einen größeren Lohn eintragen konnte, während es so leicht für

sie war, ihr eine Erziehung zu geben, die sie befähigte, bei leichterer Arbeit in einer Woche mehr zu gewinnen, als ihr hier ein Monat einbrachte. Sie war beinahe verlegen, ihrem Pfleglinge diese Summe zu überreichen, die ihr eher einem Almosen gleich däuchte, als dem Lohn für geleistete Dienste. Jede Arbeit, die Lenchen verrichtete, schien ihr so werthvoll, so hoch anzurechnen, daß sie gerne die einzelne Verrichtung mit einem harten Thaler vergütet hätte, wäre es auf die Anerkennung ihres Herzens angekommen. Hier handelte es sich aber um ein praktisches Lebensverhältniß, hier gab es vorgeschriebene Satzungen zu beobachten, hier galt es gerecht sein und nicht nur gütig. — Die andere Magd, die schon viele Jahre treu ihr Amt verrichtet, erhielt keine größere Summe, und das Fräulein reichte ihr stets ihr Geld mit dem Selbstbewußtsein, daß dieselbe gut bezahlt sei und Zufriedenheit fühle. Sie mußte sich also wohl schließlich zugestehen, daß unsere Würdigung anderer Verdienste meistens relativ ist, und mehr mit unserer Eigenliebe zu thun hat, als wir zuzugestehen willig sind. Sie rief endlich Lenchen zu sich hin.

„Hier, mein Kind!" sagte sie. „Dies ist das

erste Geld, das Du durch den Fleiß Deiner Hände verdienst. Möge es Dir Segen bringen!"

Sie reichte ihr die Summe in ein Papier eingehüllt, weil sie es nicht ertrug, des Mädchens Augen enttäuscht darauf ruhen zu sehen, wie sie meinte. — Lenchen's Wangen erglüheten, ihr Auge leuchtete, sie blickte auf das Fräulein und zögerte noch das Päckchen aus der ihr offen dargereichten Hand zu nehmen.

„Darf ich," sagte sie zögernd, „darf ich meiner Mutter dies Geld bringen? — Oder muß ich es — für meine eigenen Bedürfnisse zurücklegen?" — Sie erwartete mit niedergeschlagenen Augen die Antwort. —

„Du hast ja Alles, was Du brauchst, Kind!" sagte das Fräulein und streichelte mit zärtlichem Blicke ihre Wangen, „thue also ganz wie Dein Herz es Dir eingiebt."

Lenchen zog des Fräuleins Hand an ihre Lippen und drückte einen Kuß inniger Dankbarkeit darauf.

„Erlauben Sie mir, sobald ich meine Arbeit fertig habe, in das Dorf zu gehen?" fragte sie

bittend. „Ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich meiner Mutter dies Geld bringe!“ —

„Gerne, Kind! Gehe gleich, wenn Du willst; — zu jeder Zeit, nur nicht wenn der Abend hereingebrochen ist; — das weißt Du, kann ich nicht vertragen. Im Dunkeln geht kein ehrbares Mädchen auf der Straße.“

„Auch thue ich es nie, weil Sie es mir verboten. Ich weiß aber eigentlich nicht warum; denn es war doch recht dunkel, als Sie mich armes kleines Mädchen abholten und in das weiche Bettchen neben sich betteten. Nie, nie werde ich jenen Abend und jene Nacht vergessen!“ —

„Ich auch nicht, Kind; ich auch nicht. Du hast mir viel Glück und viel Freude gebracht. Siehst Du aber, ich war auch älter, als Du, viel älter; und dann war ich auf dem Wege einer Pflicht, und wo das ist, da leuchten uns die Sterne Muth in das Herz und wir bleiben ungefährdet, wo wir auch wandeln. Da ist die Mitternacht so gut, wie der Mittag, und auch der dunkelste Pfad ist da licht.“

„Ich möchte so gerne auch einmal etwas recht Gutes thun, das mir recht schwer würde. Es muß

eine große Freude dabei sein!“ sagte das Mädchen.

„Das ist es auch, Kind; das ist es. Gewiß die schönste Freude, die das Leben bietet. Aber wünsche sie Dir nicht herbei; das ist sündlich. Warte bis das Schicksal ruft. Und auch dann sei sehr, sehr achtsam, ob Du auch recht vernommen; sonst könntest Du eine Thorheit begehen, wo Du Gutes gewollt, oder auch das Selbstgefallen an Deiner eigenen Aufopferungsfähigkeit könnte Dich verleiten, Dein eigenes Beste ganz unnütz nebenan zu stellen. Niemand muß sich aufopfern, Jeder hat nur mit gesundem Sinne das Nächste zu thun und die Pflicht, die vor ihm liegt, zu erfüllen. — Sage Dir das immer vor, damit Du auf der graden Mitte bleibst.“

„Ich möchte mehr thun; ich möchte so recht, recht gut sein!“

„Das ist Eitelkeit, Lenchen. — Ich habe es Dir oft gesagt. Und mir bangt vor dieser Neigung in Dir, Dich hervorzuthun. Man muß sich nicht selbst vergessen; laß Dir um Gotteswillen nicht von der Kanzel herab einreden, daß Selbstvergessen schön sei, daß das Glück eines andern

Dir höher gelten müsse, als Dein eigenes; die Geistlichen reden das für Männer, weil diese von Natur geneigt sind, sich selbst zu viel zu bedenken, und daher darauf hingewiesen werden müssen, welche Rücksichten sie ihren Nebenmenschen und namentlich den Frauen schuldig sind; — aber für junge Mädchen sind diese Ermahnungen nicht. Faßten sie in den Herzen derselben Wurzel, so würden solche Lehrsätze sie geradezu an den Rand des Abgrundes führen. Glaube mir das, Lenchen, wenn Du irgend Vertrauen zu mir hast."

„Warum aber wird denn immer gepredigt, daß es schön sei Opfer zu bringen; da doch stets so viele Mädchen in der Kirche sind?"

„Man kann da eben keinen Unterschied machen; Lenchen. — Wie gesagt, es gilt den Männern und allenfalls auch den Müttern, die allerdings in Bezug auf ihre Kinder Selbstvergessen üben müssen. Das hat die Natur übrigens schon so tief in ihre Herzen gepflanzt, daß es dazu keiner Ermahnungen mehr bedarf. Sie nehmen es nur so mit hin, es bestärkt sie in dem, was sie ohnehin schon täglich üben. Aber für Mädchen ist es nicht. Ein Mädchen muß gut und brav sein, und findet sich ein

redlicher Mann, der sein Brod hat, und sie fragt: ob sie seine Frau werden will, da überlegt sie sich wohl, ob sie ihn lieb genug hat, die schweren Pflichten einer Hausfrau und Mutter zu üben, und entscheidet dann. — Sie thut, was sie für das Beste halte, aber sie opfert sich nicht. Macht ein Mann Anforderungen an ein Mädchen, die sie nicht ohne Selbstüberwindung oder Selbstvergessen befriedigen kann, dann meint er es nicht gut mit ihr und sie kann nicht weit genug laufen, um ihm aus dem Wege zu kommen. Ihr Ruf, ihre Ehre, ihr zeitliches und ewiges Wohl steht dann auf dem Spiel. — Ich bitte Dich, Lenchen, nie einem Menschen zu trauen, der Dir einreden will, Du sollest sein Glück vor Deinem eigenen bedenken."

Der alte Herr Mosenberg trat ein und unterbrach die Unterhaltung. Lenchen ging hinaus und bald eilte sie den Pfad hinunter, dem Dorfe zu. Das Fräulein sah ihr aus dem Fenster nach. Ein tiefer Seufzer enthob sich ihrer Brust. „Das Kind, kein Engel ist so rein, — wie lange wird man sie mir so lassen?" — sagte sie zu sich selbst. — „Schützen kann ich sie nicht: selbst unter meinem Dache nicht. Weil sie der dienenden Klasse ange-

hört, so glaubt jedes männliche Wesen sich berechtigt ihre jungfräuliche Unschuld zu verletzen, ihr mit einer Unverschämtheit in das Auge zu blicken, die mich erröthen macht, sie zu mustern, als wäre sie ein kostbares Racepferd. Das empört mich; aber ich kann es nicht ändern. Wollte ich darüber reden, so würde ich verlacht und hinter meinem Rücken geschähe das nämliche."

Als Lenchen mit der sinkenden Sonne zurückkehrte, war ein Herr zum Besuche gekommen, ein Fremder, dessen Namen sie noch nie gehört hatte. Das Fräulein winkte ihr, den Thee zu besorgen, und, wie immer, trug sie alles leise herbei und reichte die Tassen still umher. Indem sie die ganze Sorge der Bewirthung übernahm, wurde sie im Zimmer festgehalten und konnte der Unterhaltung folgen, was ihr stets großes Vergnügen gewährte. Der Gast nannte sich Herr Willmuth. Es war ein Mann vielleicht in den Vierzigen, blond, bleich und hager. Er war ganz schwarz gekleidet und sprach meistens mit niedergeschlagenen Augen und sehr erbaulich, wie Lenchen meinte. Seine Hauptunterhaltung bezog sich auf Schulen, Armenanstalten, die sittliche Verbesserung des Volkes und die

ewige Seligkeit. Das Fräulein ging lebhaft auf diese Gegenstände ein und war froh, alle ihre Ideen über diese Themata vor einem darin erfahrenen und bewanderten Manne zu entwickeln. Jener hörte ihr seinerseits aufmerksam zu, lobte ihre gottselige Richtung und hoffte, daß sie noch wirksamer im Weinberge des Herrn sein würde, sobald ihre Thätigkeit sich erweitere. Sie wünschte das auch und freuete sich seines Urtheils ihrer Befähigung. Herr Willmuth hatte in Bremen ein Rauhes Haus gegründet, in welchem er die Knaben, welche die Natur vernachlässigt, mit dem Feuer seiner Gottseligkeit belebte und sie lehrte, sich all' ihrer Sünden zu entäußern.

Er rieth ihr in seine Fußtapfen zu treten, und dem weiblichen Geschlechte den alten Adam auszuziehen; denn von allen Frauen, die er kenne, und sein Beruf habe ihn mit vielen edlen weiblichen Seelen in Berührung gebracht, — sei sie, und sie allein befähigt, dies gottselige Werk zu unternehmen. Das Fräulein wollte bescheiden ablehnen, als aber seine Versicherungen sich nur steigerten, schwieg sie gedankenvoll. — Herr Willmuth empfahl sich endlich, als schon die zehnte Stunde

schlug. „Wie kommen Sie nach Hause?“ fragte Herr Rosenberg. — „Ich gedenke im nächsten Dorfe zu übernachten,“ versetzte er bescheiden. „Die Eisenbahn, die mich hergebracht, wartete nicht auf mich zur Rückkehr, und ich konnte in dieser Umgebung meine Uhr nicht in der Hand halten.“

„Es ist aber dunkel, und Sie wissen den Weg nicht. Könnten wir Herrn Willmuth nicht allenfalls ein Bett anbieten, Anna?“

„Gewiß, lieber Großvater. Lenchen braucht nur die Ueberzüge zu besorgen, und das Nachtlager ist bereit, so bequem wir es bieten können;“ sagte das Fräulein.

„Aber nein, das kann ich nicht annehmen,“ wandte Herr Willmuth ein. „Ich bin hier ganz fremd, und sollte sogleich Ihre Gastfreundschaft auf eine solche Probe stellen? — Nach dieser Unbescheidenheit würde ich nicht wiederzukehren wagen.“

„Das wäre ein schlimmer Lohn für unsere gute Absicht,“ sagte das Fräulein.

„Aber wirklich! Ihre Güte beschämt mich. Sie erinnert mich an die ersten Christen, die auch den Hungrigen speisten, den Nackten kleideten, und den Obdachlosen betteten.“

„Sie rechnen uns zum Verdienst an, was uns Vergnügen gewährt, Herr Willmuth!“ sagte der alte Herr freundlich. „Wir Leute, auf dem Lande kommen oft in die Lage ein Bett anbieten zu müssen, und sind darauf eingerichtet; da wir nicht täglich unsere Freunde sehen können, genießen wir dadurch des Vortheils, sie mitunter ein wenig länger zu sehen, wie dies auch heute unser Fall mit Ihnen ist.“

„Sie sind unendlich gütig,“ sagte Herr Willmuth salbungsvoll, „und mit tief gerührtem Herzen füge ich mich Ihrem Willen, den der Herr zu meinen Gunsten gelenkt hat.“

Eben trat Lenchen ein und meldete dem Fräulein, daß das Zimmer bereit sei. Der Fremde überhörte die leise geflüsterte Botschaft. — „Wir Landleute gehen früh zu Bett und stehen früh auf, Herr Willmuth;“ sagte Herr Rosenberg. „Ist Ihnen die Stunde zum Schlafengehen nicht recht, so nehmen Sie eine Zeitung mit in Ihr Zimmer; hier ist die Constitutionelle; — und das Frühstück wartet Ihrer, Sie brauchen also morgen früh nicht zu eilen.“ — Er hielt ihm das Blatt hin. —

„Danke, danke!“ sagte Herr Willmuth es zurückweisend; „ich zerstreue mich vor dem Schlafengehen nicht gerne durch die Händel dieser Welt, die mich nichts angehen. — Ich lasse dem Herrn die Sorge. Sein Wille geschehe, damit gut!“

„Wir brauchen aber doch Hände, die diesen Willen ausführen, Herr Willmuth! — Nun aber, gute Nacht und angenehme Ruh! — Lenchen wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen und wünschen Sie sonst noch etwas, so befehlen Sie. Es ist mir am liebsten, wenn meine Gäste thun, als wären sie zu Hause.“

Auch das Fräulein reichte dem Fremden die Hand zum Abschiede, die er zart an seine Lippen drückte, und dann, von Lenchen geführt, das Zimmer verließ. Großvater und Enkelin sahen Beiden eine Minute lang nach, vielleicht von demselben Gedanken bewegt. „Sie ist eigentlich zu jung, dem Herrn das Geleite zu geben,“ bemerkte der Erstere dann. „Das finde auch ich;“ sagte das Fräulein. „Bei einem Diener des Herrn, einem so gottseligen Manne hat die Sache nichts auf sich; sonst aber soll es nicht mehr geschehen. Ich gehe entweder selbst oder sende die Köchin.“

„Um das letztere möchte ich bitten," lächelte der alte Herr. „Und nun gute Nacht! sonst hat unser fromme Gast am Ende noch vor uns ausgeschlafen."

Anna begab sich in ihr Zimmer, wo Lenchen bald zu ihr stieß. Sie hatte dem fremden Herrn noch auf manche Fragen Bescheid geben müssen, die ihr Fräulein betrafen; sie wunderte sich nur, wie er so neugierig sein konnte! — Was galt es ihm, ob Herr Mosenberg noch mehr Kinder hatte, als des Fräuleins Mutter; — was galt es ihm, wie alt ihr Fräulein sei? — Und zum Schlusse hatte er noch, wie segnend, die Hand auf ihr Haupt gelegt, und sie im Namen des Herrn geküßt. War denn das so Sitte? Das Fräulein meinte: es möchte eine Regel seiner Stiftung sein; sie wisse es nicht. Man dürfe sich an keine Form stoßen, wo die Absicht rein sei. — Und was seine Fragen betreffe, so ließe sich leicht einsehen, daß ihr Quell in seinem Antheile an seinen Wirthen beruhe. — Gewiß wünsche er in nähere Beziehung zu denselben zu treten. Lenchen horchte hoch auf. Sie merkte wohl, wie sehr das Fräulein für ihn eingenommen! — Durfte sie nun noch sagen, wie

widerlich er ihr erschienen? — In nähere Beziehung treten, sagte das Fräulein? — Doch diese nicht etwa heirathen? — Lenchen erschrak selbst als dieser Gedanke, sie wußte nicht wie, in ihrer Seele aufstieg. — „Das wolle Gott verhüten," flüsterte sie, und zog die Decke über sich, um bald den wohlthätigen Schlummer zu finden. Herr Willmuth erschien am folgenden Morgen über Erwartung früh im Wohnzimmer. Selbst das Fräulein war noch nicht gegenwärtig. Lenchen ordnete eben die Tassen, als er eintrat, und konnte einen leichten Schrecken nicht verbergen, als er plötzlich neben ihr stand; denn sein Schritt war so leise, als berühre sein Fuß nicht den Boden. — Er legte seine Hand auf die Lenchen's, welche eben glättend über das Tischtuch fuhr, und flüsterte ein „Guten Morgen! mein liebes Mädchen," mit einem so heiligen Aufschlag des Auges, als sei sein Blick auf eine Madonna gerichtet. — Lenchen wollte ihre Hand fortziehen; da ließ er die seinige fester darauf ruhen und umspann sie endlich mit seinen dünnen kalten Fingern. „Liebes Lenchen!" sagte er, und richtete sein Auge auf das ihrige, als wollte er sich darin versenken, während er ihre

warme Hand sich immer näher zog, als solle sie auf seinem Herzen ruhen, „Sie sind ja ein Kind des Hauses, ein Pflegling des guten Fräuleins, wie sollte ich Sie da nicht lieben und Ihr Freund sein?" Das Mädchen sah ängstlich nach der Thüre; die Thränen traten ihr in die Augen, so sonderbar war ihr zu Muthe. Sie hätte sich losreißen und davon laufen mögen, wagte aber nicht so unartig gegen einen Gast zu sein, den ihr Fräulein augenscheinlich so hoch schätzte. Herr Willmuth sah ihre Unruhe. Er lächelte. „Unerfahrenes Kind!" sagte er, sie noch näher ziehend und seinen linken Arm um sie schlingend, „Sie kennen noch das süße Gefühl der Freundschaft nicht, wie es unter solchen besteht, die gemeinsam den Herrn suchen." — Sie ruhte nun fast an seiner Brust. „Um Gottes Willen, Herr Willmuth, lassen Sie mich los, oder das Herz zerspringt mir vor Angst in Ihrer Nähe," rief sie halb weinend, stieß ihn zurück und eilte aus dem Zimmer. Eben trat das Fräulein von einer andern Seite ein. „So früh, Herr Willmuth? Ich hätte Ihnen das nicht zugetraut," sagte sie, ihn begrüßend. Er ergriff ihre Hand und drückte sie ehrfurchtsvoll an

seine Lippen. „Hier länger zu ruhen, wäre Sünde," versetzte er mit emphatischem Tone. „Wo die Stunden gezählt sind, darf man keine entfliehen lassen. Ich habe überdem noch eine Bitte. Darf ich wagen sie zu nennen?"

„Thun Sie das. Wenn es in meinen Kräften steht, so ist sie gewährt."

„Ihre Güte gleicht wahrlich dem Sonnenscheine, der auch nicht zählt, wohin seine Strahlen fallen. So hören Sie denn, worin mein Anliegen besteht. Ich möchte nicht gern von hier scheiden, ehe ich Ihre Schule gesehen, in welcher Sie die Kinder der Proletarier in den Geschäften unterweisen lassen, die durch Kain auf das Menschengeschlecht gekommen sind. Daß Sie damit auch eine Anweisung jener Gottseligkeit verbinden, die unsern ewigen Theil ernährt, bezweifele ich nicht, und sehne mich daher dies schöne Ganze zu schauen."

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Willmuth, Ihren Wunsch zu gewähren; doch scheue ich mich ein wenig, Ihr Auge in das Unvollkommene meiner Leistung blicken zu lassen. Der Wille

war wohl gut, aber die Ausführung mußte durch meine mangelnde Erfahrung leiden."

„So haben Sie hier keinen Freund oder Berather, der mit Ihnen die Sorgen dieses gottvollen Unternehmens theilt, der Ihnen zur Seite steht mit Trost, Ermunterung und Zuspruch, wenn schwere Stunden kommen, wo uns Enttäuschungen zu Boden drücken, die jedes Wollen der Art begleiten. — Ist denn kein Geistlicher in der Nähe, kein Lehrer des göttlichen Wortes, der das Herz der Frau stärke und beseele, wenn sie auf dem Pfade des Herrn wankt?"

„Ich stehe leider! in diesem Bezug ganz allein," versetzte das Fräulein. „Mit Ihnen habe ich mich zum ersten Male so recht aussprechen können über meinen Antheil an dem Wohle des Volkes und damit auch habe ich die Wohlthat kennen gelernt, die es ist, eine Theilnahme für das zu finden, was uns so tief am Herzen liegt. — Unser Prediger ist leider kein Mann, der über die Pflichten, die ihm sein Amt vorschreibt, hinausgeht; und meine nächsten Freunde haben Alle, wie sie sagen, so viel vor der eigenen Thüre zu kehren, daß sie nicht daran denken können, dem Wohl

und Weh ihrer ärmeren Brüder eine Stunde zu widmen."

„Das ist eine Entschuldigung, die man oft hört, mein verehrungswürdiges Fräulein! — Eine Entschuldigung, der Jeder sich bedient, dessen enges Herz keiner christlichen Liebe fähig ist. Der Herr hat sie wunderbar gesegnet, indem er Ihnen so schöne Sympathien eingab! — Wurden Sie dadurch auch abgehalten Gattin und Mutter zu werden, — Sie entschuldigen, daß ich so vertraulich zu Ihnen rede, — so war es ganz natürlich; denn ein Herz, das sich dieser großen Theilnahme für Andere hingiebt, ist keiner dazu führenden Liebe mehr zugänglich. Ich fühle hierin ganz mit Ihnen gleich und könnte nie eine Gattin wählen, die sich mit mir zu einem andern Zwecke verbinde, als dem, meine großen Interessen zu theilen. Ein Mädchen, so begabt, ist mir noch nicht begegnet. Das weibliche Geschlecht im Allgemeinen kann mit seinem Wirken und Wollen nicht über die Scholle hinaus und sieht in dem Gatten nur den Ernährer, in ihrer Familie den Zweck ihres beiderseitigen Daseins erfüllt. Eine Gesinnung, wie die Ihrige, ist daher eine Aus-

nahme, und ich segne den Tag, der mich hierher geführt, um die Verwirklichung dessen zu finden, was als Ideal in meiner Seele lag. Es wird mir eine schöne, aber auch schmerzliche Erinnerung sein, an diesen Tag zurück zu denken; schmerzlich darum, weil meine Sehnsucht mich stets hierher führen wird, in dem Gefühle dessen, was ich entbehre. — Denn die Hälfte kennen, die unserm Wesen abgeht, und sie sich nicht zugesellen können, ist gewiß das tief empfundenste Entbehren." —

Das Fräulein hatte der langen Rede mit großer Theilnahme und nicht ohne innere Erregung zugehört. Was konnte sie aber erwiedern? — Das Indirecte solcher Wünsche ließ sich auf keine Weise beantworten, sie überwand daher nicht ohne Mühe ihre augenblickliche Verlegenheit und versetzte mit niedergeschlagenem Blicke: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Willmuth, und weiß den Werth desselben zu schätzen. Hoffentlich bleiben Sie mir auch in der Ferne freundlich gewogen und gewähren mir die Freude mitunter, von Ihrem Ergehen und schönem Wirken zu hören."

„Daß der, gewiß nicht ohne besondere Absichten der Vorsicht, geknüpfte Faden unserer Bekanntschaft auch ferner fortgesponnen werde, theures Fräulein, war auch schon mein innigstes Flehen, und zu dem Zwecke wollte ich mir erlauben Ihnen, bevor ich die Gegend verlasse, meine Mutter vorzustellen, die in der Stadt wohnt. Sie ist eine würdige Matrone, voll Eifers für alles Gute, und wird sich Ihrer Theilnahme an meinem Wirken mütterlich freuen, so wie sie zugleich zu Ihnen mit jener Vorliebe über mich sprechen wird, die, ich leugne es nicht, mir vor Ihrem Ohr willkommen ist."

„Ich werde mit Vergnügen die Bekanntschaft von Ihrer Frau Mutter machen, Herr Willmuth, und dieselbe gerne in der Stadt aufsuchen, wenn Sie mir ihre Wohnung bezeichnen wollen."

„Meine Mutter wird zuerst Ihnen aufwarten, verehrtes Fräulein. Ich werde sie in den nächsten Tagen selbst herbegleiten. Da ist aber mein würdiger und gastlicher Herr dieses lieben Hauses. Wie haben Sie geruht, mein verehrter Freund?"

„Diese Frage geziemt es mir zuerst an Sie zu richten. Wie haben S i e geruht und was ge-

träumt? Sie wissen doch, daß die Träume auf fremdem Lager bedeutsam sind?" sagte Herr Mosenberg scherzend.

„Ich habe himmlisch geruht, würdiger Herr Mosenberg. Die Hoffnung umgaukelte in tausend lieblichen Bildern mein Lager, und sandte mir Träume eines kaum geahnten Glückes, das sich wachend, fürchte ich, nie wiederholen wird."

„Ei, ei! Herr Willmuth! was sind das für Gedanken! Ein Mann, wie Sie, darf Alles hoffen, dem liegt die Welt noch offen, der hat seine Zukunft noch in der Hand. Nur meinen Jahren ziemt die Resignation."

„Verzeihen Sie, auch den meinigen. Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Und das Nicht-Erfüllen eines lieben Wunsches ist gewiß eine Züchtigung zu nennen. So will ich mich denn wappnen mit jener Demuth, die meinem Stande zukommt."

„Die uns Allen zukommt, sagen Sie lieber. — Jetzt lade ich Sie aber ein, mit mir einen kleinen Gang hinaus in das Freie zu machen, damit Sie sehen, wie meine Felder grünen und blühen. Der Acker baut sich weit besser an, als die

junge Menschenseele, das glauben Sie nur. Unser Boden ist selten undankbar, es sei denn, daß der Thau des Himmels und das Licht der Sonne uns verließen; Ihre Saat aber keimt oft nur scheinbar, und keine Pflege kann die gewünschte Frucht hervorbringen. Ich bewundere daher stets die Ausdauer des Pädagogen, der, meiner Meinung nach, Gott und Natur einen Streich spiele und Das gut machen will, was Jene, ich vermuthe des Contrastes oder der Mannigfaltigkeit halber, schlecht ließen. Wäre ich an seiner Stelle, so würde ich so großen Meistern nicht in ihr Handwerk fuschern."

„Sie scherzen, Herr Mosenberg," sagte Willmuth mit großer Milde, als beide Herren eben vor die Thüre hinaustraten; „Sie wollen uns im Ernste gewiß nicht vorwerfen, daß wir an Gottes Werken zu tadeln fänden? Das Böse war ja ursprünglich nicht in der Welt; was uns jetzt reizt, lockt und den Weg des Herrn verkennen lehrt, ist ja einzig nur die Erbsünde."

„Und ist diese etwa ohne Gott da? — Oder ist sonst irgend etwas ohne ihn da? — Wenn das ist, so drückt er wohl mitunter ein Auge zu,

wie ich es thue, wenn meine Enkelin etwas vornimmt, das ich nicht billigen kann und doch nicht tadeln will, wie z. B. ihr beständiges Umherwandern nach verwahrlosten Kindern? Ich wünschte sie hätte eine kleine Schaar, die ihr selbst angehörte; dann würde sie sich nicht um die mißrathenen Sprößlinge von Pontius und Pilatus kümmern! Da steht sie oben am Fenster; — sie hat hoffentlich nicht gehört, was ich sagte, sonst würde es mir an Vorwürfen nicht fehlen. Sie meint es gut; — wir müssen aber meistens unser bestes Wollen zügeln, damit wir nicht schaden. Ich bin der Meinung, daß unsere Macht Gutes zu wirken sehr beschränkt ist, und daß wir nur auf einen sehr kleinen Kreis Einfluß üben können."

„Ihre Ansicht, verehrter Herr Mosenberg, steht meinem Berufe geradezu entgegen, der auf die Entsündigung der ganzen Menschheit hinarbeitet. — Ich wünschte nur, Sie könnten meine Anstalt sehen, und die Früchte, die dort durch des Herrn Gnade reifen; dann würden Sie, schmeichle ich mir, eine andere Meinung gewinnen!"

„Schwerlich, lieber Herr Willmuth! Mein Verstand ist der Art, daß er nur schlichte, einfache

Dinge begreift. Wenn Sie z. B. sagen, des Herrn Gnade reife Ihnen dort Früchte, so möchte ich fragen: warum des Herrn Gnade diese Früchte nicht auch ohne Sie und Ihre Anstalt reifen ließ? — Etwa weil die Bäume nicht gut waren? — Da schneide ich sie ab und pfropfe frische Reiser darauf."

Herr Willmuth bemerkte leicht, daß er mit diesem Manne zu keinem Verständniß kommen könne, und lenkte daher ab, indem er ihn nach seinem Feldbau fragte.

Als sie zurückkehrten, fanden sie das zweite Frühstück aufgetragen und das Fräulein angekleidet, um später mit Herrn Willmuth nach dem Dorfe zu gehen. Lenchen ließ sich nicht blicken. Sie fürchtete den Anblick dieses Fremden, dessen Freundlichkeit ihr unheimlich schien, und sie war ihm jetzt doppelt gram, weil seinetwegen ihr Fräulein zum ersten Male ernstlichen Unwillen gegen sie geäußert. Das volle Vertrauen, mit welchem sie sonst bei jeder Angelegenheit zu ihr geflüchtet, hatte dadurch einen Stoß erhalten; das junge Mädchen hatte erfahren müssen, daß jede Mittheilung, die einen Tadel des Herrn Willmuth in sich schloß, ihrem

Fräulein unangenehm war und sogar mit Mißtrauen von ihr entgegengenommen wurde. Sie versprach sich daher, zu schweigen, wie und was auch kommen möge, und jede Gelegenheit, mit ihm allein zu sein, auf das sorgfältigste zu vermeiden. — Am Nachmittage verließ Herr Willmuth seine neuen Freunde, mit dem Versprechen, am folgenden Sonntage mit seiner Mutter zurückzukehren. Niemand sprach nach seiner Abreise über ihn. Das Fräulein schwieg, weil sie nicht gestehen wollte, daß sie seine Gesellschaft entbehrte; Herr Mosenberg und Lenchen hatten gleichfalls Gründe, weßhalb sie seinen Namen lieber nicht nannten. So war denn weiter nicht von ihm die Rede, bis der Sonntag kam und unter andern Gästen auch Herrn Willmuth und seine Mutter brachte. — Das Fräulein begrüßte den Ersteren mit sichtbarer Freude, wie einen alten Bekannten, und seine Mutter mit ehrfurchtsvoller Artigkeit. — Ihre Stimmung entging Herrn Willmuth nicht, und ein halber Seitenblick und ein Lächeln deuteten seine innere Zufriedenheit an. — Heute bot sich indessen keine Gelegenheit zu einer besondern Unterhaltung für Beide und das Thema,

das sie am liebsten besprachen, blieb unberührt. — Mutter und Sohn schieden mit den übrigen Gästen, letzterer mit einem längeren Abschied, da er schon am nächsten Tage in sein rauhes Haus zurückkehren wollte. Das Fräulein stand am Fenster und sah dem Wagen lange nach. Ein Seufzer enthob sich ihrer Brust. Ihr war zum ersten Male im Leben, als sei sie vereinsamt. — Sie hatte jetzt Niemand, dem sie von Dem sprechen konnte, was sie innerlich beschäftigte, Niemand, der ihrem Thun und Wirken Anerkennung und Theilnahme schenkte! Ihr war, als gehöre sie nicht mehr hierher, als müsse sie fort, weit fort, müsse sich an die Räder des schneller und schneller dahinrollenden Wagens heften, und der Spur folgen, die dieser vorschrieb. Eine Thräne trat in ihr Auge. —

„So still, Anna," sprach Herr Mosenberg, der sie längere Zeit beobachtet hatte, und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Man ruht sich aus, Großväterchen, wenn man so viel gesprochen, wie ich heute gethan. Es ist aber wohl Zeit, für Dein Nachtessen Sorge zu tragen?" Damit entfernte sie sich. Der alte Mann sah ihr kopfschüttelnd nach. „Also darum mußte

sie mir so lange bleiben, um diesem Heuchler zur Beute zu werden!“ dachte er bei sich. „Und ich soll schweigend zusehen, wie er sie umstrickt und darf sie nicht einmal warnen; — denn sonst tritt mein Tadel zwischen mich und sie und entfremdet mir ihr Herz und es geschieht darum doch, was geschehen wird — und was ich im Geiste schon vor mir sehe. Daß ich das noch erleben muß! Meine Anna! Mein Herzblatt!“ — er aß seine Suppe diesen Abend nur halb auf und suchte früh sein Lager. —

Bei ihrem ersten Ausfluge nach der Stadt besuchte Anna die Hofräthin Willmuth, die in einer Vorstadt in einem Gartenhause behaglich eingerichtet wohnte. Sie wurde von ihr mit offenen Armen empfangen. Die Unterhaltung wandte sich bald auf den abwesenden Sohn. Er hatte geschrieben und der Mutter Grüße an Anna aufgetragen. Sie gab ihr den Brief und bat sie, ihn selbst zu lesen. Anna fand darin den Auftrag, zu erforschen, ob sie einwilligen würde, seine Gattin zu werden, wenn er sie darum bitte. — Sie hatte schon lange zu Ende gelesen und hielt das Blatt immer noch in der Hand. — „Darf mein Sohn hoffen?“ sagte

die Matrone, sie traulich unter den Arm fassend. „Ich würde Sie so gern Tochter nennen! Es wäre ein rechtes Glück für meinen Adolph, wenn ein so vortreffliches Mädchen, wie Sie es sind, ihm Lebensgefährtin sein wollte, Sie könnten seinen schweren Beruf theilen, ihm eine Stütze sein, und ihm dabei jene Häuslichkeit gewähren, die jedem Manne Bedürfniß sein sollte und die mein Adolph leider versäumt hat, sich zu verschaffen, als es ihm am nöthigsten war. Wollen Sie meinem Alter den Trost gönnen, ihn mit Ihnen vereint zu sehn?" —

„Ich will!" rief Anna und warf sich weinend an die Brust der Hofräthin, die ihre Thränen mit denen der neugewonnenen Tochter vermischte. Beide Frauen nahmen nun auf dem Sopha Platz und unterhielten sich über ihre gegenseitigen Familienverhältnisse, mit jener gesteigerten Vertraulichkeit, wie das in Aussicht gestellte Verhältniß sie bedung. Die Hofräthin sagte sehr viel zum Lobe ihres Sohnes und fand in Anna eine aufmerksame Zuhörerin; denn, wie natürlich, vernahm sie gerne Gutes von dem Manne, dessen Lebensschicksale zu theilen sie sich entschlossen. Beide kamen darin überein, daß die Mutter ihm heute noch schreiben,

und ihm melden solle, daß er nicht fehl gehen würde, wenn er sich mit einer direkten Bitte an Anna wende. Dann schieden sie, unter Versprechungen, sich nächstens wieder zu sehen, um dann noch genauer Manches zu bereden, was in diesen ersten Stunden ihres Beisammenseins unerörtert bleiben mußte. —

Acht Tage vergingen; da brachte die Post einen Brief von fremder Hand, der eine förmliche Werbung enthielt. Das Fräulein legte dieselbe ihrem Großvater vor und bat um seine Genehmigung. Er sah sie lange an, mit einem Blicke, in dem sich die rührendste Trauer aussprach; dann rollte eine große Thräne über seine Wange und er verließ das Zimmer. Als er endlich wiederkehrte, fand er Besuch vor; so war es denn Abend geworden, bis Großvater und Enkelin sich allein sahen. Herr Mosenberg nahm jetzt die Hand des Fräuleins und führte sie an das Fenster.

„Wie jene scheidende Sonne, mein Kind, so senkt sich auch langsam mein Lebensstern," sagte er; „ich fühle, daß ich nur noch eine Spanne Zeit vor mir habe. — Sollte ich diese jetzt ohne Dich zubringen, so wäre es besser für mich, wenn meine

Stunde jetzt gleich schlüge. Doch will ich darum nicht Deine Lebenspläne gestört wissen. Du bist alt genug, über Dich selbst zu bestimmen. Ich sage daher kein Wort über Deine Wahl. Du hast sie getroffen; möge sie also Deinen Wünschen entsprechen. Ich habe nur die eine Bitte an Dich zu richten: gönne mir ein Jahr Zeit, damit ich meine irdischen Geschäfte ordne, von meiner Besitzung scheide, meinen letzten Willen aufsetze und dann mit Dir auf einen fremden Boden übersiedle, um dort, in Deiner Nähe — mein Grab zu finden. Gestatte mir diese Frist! Es ist die letzte Bitte, die Dein alter Großvater an Dich richtet!"

Das Fräulein schluchzte laut, als es diese Worte vernahm. „Wenn es Dich unglücklich macht, Großvater, so kann ich auch Verzicht leisten, glaube es mir!"

„Nimmermehr, mein Kind! — Eltern können sich vergessen, wenn es das Glück ihrer Liebsten gilt; Kinder haben ihre Zukunft noch vor sich, haben ihr Leben ihrem innern Bedürfniß nach zu gestalten, und dürfen, aus Rücksicht für die Alten, nicht gehemmt werden. Was sind meine paar Jahre, um sie Deinem Wunsche, Gattin und Mutter

zu sein, entgegenzustellen? Du hast ein Recht, Dir diesen Beruf zu wählen, sobald er Dir zusagt; ich habe keins, indem ich Dich hemme. Ich fühle das, und dennoch muß ich Dich um dieses Jahr der Frist bitten. Willst Du sie mir gewähren?"

„Ohne Zweifel, Großvater!" —

„Wird auch Willmuth sie mir gewähren?" —

„Ich dächte, er müßte sich hierin unsern Wünschen fügen. Er wird meine Zusage mit diesem Vorbehalt entgegen nehmen."

„Ich danke Dir, mein Kind! Ich danke Dir! Damit ist mir ein Stein vom Herzen genommen. Also über ein Jahr. — Sage ihm auch, daß ich Dich ausstatten werde, so anständig Du selbst es wünschest. Nach meinem Tode wirst Du meine weitere Bestimmung darüber finden. Und nun reden wir nicht weiter von der Sache. Das ist jetzt abgethan." Er küßte sie und verließ das Zimmer, um noch einen kleinen Spaziergang in der frischen Nachtluft zu machen und seine aufgeregten Lebensgeister zu beruhigen. Lenchen trug indessen die Suppe auf. Das Fräulein rief sie zu sich hin. „Mein Kind," sagte sie, „ich muß Dir doch mit-

theilen, welchen neuen Lebensschicksalen ich entgegen gehe. Ich werde Herrn Willmuth's Gattin."

„Es ist nicht möglich, theures Fräulein!" rief diese, einen Schritt zurücktretend, mit allem Ausdruck einer unangenehmen Ueberraschung.

„Nicht möglich, Kind! Warum nicht möglich? — Ich sehe nicht ein, was Dir daran so auffallend oder überraschend sein kann.

„Ich meinte nur, — ich dachte," sagte das Mädchen verlegen, — „Sie kennen ihn noch so wenig, da fürchtete ich ..."

„Sei ohne Sorgen, Lenchen! — Meine Zukunft ruht auf einem guten Boden. — Uns führt nicht irdische Liebe zusammen, sondern ein Bund der Seelen, wir begegnen uns in unserm Wollen und Streben, unser Leben hat nur ein Ziel, das Wohl unserer Mitbrüder. In dem gemeinsamen Wirken für dasselbe wird unser Glück bestehen."

„Und Herr Rosenberg?" fragte das Mädchen kleinlaut.

„Er wird mich an den Ort meiner neuen Bestimmung begleiten und hoffentlich wirst auch Du mich nicht verlassen, mein Kind, so daß wir alle beisammen bleiben, und nur die vier Wände ver-

tauschen, wofür wir zum Ersatz ein werthvolles Mitglied zu unserm Kreise erhalten."

Lenchen verließ still das Zimmer. Sie schloß die ganze Nacht kein Auge, ein so bunter Kreis von Gedanken drehte sich vor ihrer Seele. Mitgehen und unter seinem Dache leben sollte sie? Nimmermehr! Hier bleiben? Ihr Fräulein verlassen? Das hieß von ihrem zweiten Leben scheiden! Und das Schlimmste noch, wie sollte sie den Wunsch, sie nicht zu begleiten, vor ihr rechtfertigen? Mußte sie sie nicht der mangelnden Liebe, des Undankes zeihen? Aber, was auch kommen mochte, so könnte sie durchaus nie in dem Hause des Herrn Willmuth leben, das war klar. Hätte man sie um das Warum gefragt, so wäre sie verlegen gewesen um Gründe. Es war ein Instinkt, der sie leitete, und nicht Einsicht. Sie war aber von ihrem Fräulein gelehrt worden, dieser innern Stimme, diesem Muß einer gesunden Natur, Folge zu leisten, und sie ging diesmal nicht irre. Nur wo Leidenschaften im Spiele sind, wo wir unsern schwachen Seiten die Oberhand gönnen, wo Eitelkeit, Ehrgeiz, Stolz momentan um einen Sieg ringen, da verlieren wir dies Steuer, um uns

durch die Wellen des Lebens zu lenken. Das Fräulein hatte dasselbe ihrer Hand entgleiten lassen, indem sie ihre einzige bestechliche Seite frei gab, und wanderte nun blind, wie in einer Wüste. Lenchen aber sah ihren Weg noch, und beharrte dabei, ihn zu gehen.

Früh trat das Mädchen mit roth geweinten Augen vor ihr Fräulein. — „Ich habe nachgedacht," sagte sie mit zitternder Stimme, und unter den niedergeschlagenen Lidern perlte noch die Thräne, „ich kann Sie nicht begleiten. Ich muß in dieser Gegend bleiben. Bitte, suchen Sie mir in der Nähe meiner Eltern einen Dienst, bevor Sie scheiden!"

Das Fräulein sah sie einige Augenblicke forschend an. Unmuth malte sich in ihren Zügen. — „Du zeigst mir, wie wenig ich Dir gelte," sagte sie dann verstimmt. „Natürlich steht es Dir frei, zu gehen, wohin Du willst." Damit wandte sie sich von ihr ab. — Lenchen maß sie mit trostlosem Blicke. — Endlich stürzte sie laut schluchzend vor ihr nieder und begrub ihr Gesicht in den Schooß des Fräuleins. — „Gott, Gott!" seufzte sie aus tiefer Brust, „er weiß es, wie ich Sie liebe und

wie ich mein Herzblut für Sie lassen möchte! — Aber mitgehen kann ich nicht."

„Und warum nicht? Nenne mir einen vernünftigen Grund und ich bin zufrieden."

„Der Herr Willmuth — macht mir bange! — Ich könnte ihn nicht als meinen Herrn bedienen, ich könnte es nicht!"

„Unsinn! — Ich habe Dich nie so albern gesehen, Lenchen. — Du mußt krank sein. — Ich gebe Dir acht Tage Zeit, Dich eines Bessern zu besinnen: dann reden wir wieder von der Sache."

Am folgenden Tage kam die Frau Hofräthin Willmuth herausgefahren. Als erklärte Schwiegermutter nahm sie jetzt schon einen vertraulicheren Ton an und fragte nach Diesem und Jenem; denn die den ältern Damen eigene Neugierde konnte sich jetzt sehr gut hinter ihrem Antheile verstecken und so erfahren, was sie zu erfahren wünschte. Lenchen, die bediente, fiel ihr auf wegen ihres feinen Benehmens und hübschen Aeußern; denn obgleich sie sich nicht besser kleidete, als andere Mädchen ihres Standes, ja nie über das billigste Kattunkleid hinauskam, so hatte die Erziehung ihr doch jenen Stempel aufgedrückt, der, gepaart mit

der Jugend ihrer Erscheinung, stets den Anstrich des Vornehmen gab und sie über ihre Klasse stellte. Sie war sich dessen natürlich nicht bewußt und kannte den Unterschied nicht; aber Andern entging er nicht. Das Fräulein erzählte der Hofräthin jetzt die Geschichte ihres Pfleglings und endete damit, ihr dessen Weigerung, sie zu begleiten, mitzutheilen. „Vielleicht hat das Mädchen so sehr Unrecht nicht," versetzte Jene. „In eine junge Ehe paßt am Ende kein so hübsches Geschöpf, das noch dazu zu ihrer Herrschaft auf vertraulicherem Fuße steht, als gewöhnliche Mägde, und daher zu manchen Annäherungen Veranlassung findet."

„Annäherungen?" fragte das Fräulein und warf ihr Haupt hoch in die Höhe. „Davon kann keine Rede sein! Ich würde nie einen Gatten wählen, der eine Frau um etwas Anderes liebte, als um ihrer Tugenden willen, und ein solcher wird ein hübsches Mädchen ansehen, wie eine schöne Blume, oder einen Baum. Hätte ich Ihren Sohn nicht so erkannt, so würde ich nimmermehr daran gedacht haben, seine Lebensgefährtin zu werden."

Die Hofräthin biß sich in die Lippen. Sie ge=

wahrte, welch' ein Versehen sie gemacht, und sann darauf, wieder einzulenken. — „Ich dachte nur an Lenchen dabei," sagte sie endlich zögernd. „In der Anstalt sind überdem der jungen Leute so viele, daß es am Ende kein so geeigneter Aufenthalt für ein junges Mädchen ist." —

„Wie so? — Lenchen ist so erzogen, daß ihre Sittsamkeit sich nirgends verleugnen wird, und ich zweifle nicht, daß Herr Willmuth seinen Zöglingen dieselbe Gesinnung einzuprägen bemüht war."

„Ganz gewiß thut mein Sohn das;" sagte die Hofräthin. „Es sind aber doch auch junge Lehrer da, für diese kann er die Verantwortlichkeit nicht übernehmen, und — der Mensch bleibt Mensch."

„So lange das sittliche Prinzip nicht in ihm den Sieg gewonnen, ja; — und wo das nicht der Fall ist, verdient das Individuum kaum die Benennung Mensch. Dieser Sieg bezeichnet ja erst die Gattung. — Ihre Bemerkungen machen mich übrigens ein wenig stutzig, gute Frau Hofräthin. Ich glaubte in ein Haus zu kommen, wo Tugend und Gottseligkeit herrschten, und Sie reden mir von der Möglichkeit schwarzer Verbrechen."

„Nun, nun, so schlimm war es noch nicht,

liebe Tochter. — Wozu aber sollte mein Sohn sich auch bemühen sittlich zu bilden, wenn die Vollkommenheit schon da wäre? — Nur stufenweise erreicht der Mensch die moralische Gesundung, und jede Krankheit hat doch ihre Rückfälle, ihre Diätfehler, ihre Entmuthigung und Uebertretung; wir müssen also auch solche mit in den Kreis aufnehmen, und daran unsern Muth, unsere Ausdauer, unser Gottvertrauen bewähren. — Ich dächte, Sie hätten sich das selbst gesagt, wenn Sie recht überlegt, daß mein Sohn Sie aufrufe, ihm beizustehen, die Kranken zu heilen und nicht unter lauter Gesunden glücklich zu sein. Sonst wäre seine Anstalt ja ein Himmel auf Erden, voll Heiliger, und kein rauhes Haus?"

„Sie haben Recht, vollkommen Recht, liebe Mutter und, — ich sehe ein, daß Lenchen nicht dahin paßt. — Wenigstens mag sie für jetzt hier bleiben. — Finde ich dann später, daß es keine Gefahr für sie hat, so steht ihr der Weg ja immer offen. Wollen Sie mir aber helfen, einen guten Platz für sie zu finden? Sie leben in der Stadt und haben dazu bessere Gelegenheit, als wie ich."

„Ich könnte sie am Ende selbst zu mir nehmen. Ich lebe im Winter sehr einsam, und ein

Mädchen von etwas mehr Bildung, das bei mir im Zimmer sitzen, mit mir arbeiten, mir in den langen Winterabenden vorlesen könnte, wäre ein großer Gewinn für mich. Was meinen Sie dazu, liebe Tochter?"

„Wenn der Dienst nur nicht zu schwer ist für Lenchen! Wo nur eine Magd gehalten wird, müßte sie Kohlen tragen, Wasser tragen, — und sie ist noch so jung."

„Nein, nein, das soll sie nicht. Ich halte eine Person, die alle solche Arbeiten verrichtet. — Sie wird bei mir nicht mehr arbeiten, als bei Ihnen, und weniger; das liegt schon in meinem Interesse."

„Und wäre es, so zahle ich gerne für jede Hülfe im Dienste, die Sie ihr gewähren. Ich liebe sie, wie mein eigenes Kind, und was Sie an ihr thun, das thun Sie an mir." —

Das Fräulein war nicht wenig froh, auf diese Weise über Lenchens Schicksal beruhigt zu sein, und sah ihren Eintritt in die ihr so nah befreundete Familie kaum wie ein Scheiden an. Ent-

behrte sie auch die Nähe derselben, so blieb sie dafür doch gewissermaßen unter ihrem Auge, unter ihrem Schutze, und fiel keiner fremden Willkür anheim. Lenchen hörte mit großer Befriedigung, was über sie beschlossen. — War die Hofräthin gleich die Mutter von Herrn Willmuth, so lebte sie ja so fern von ihm, daß sie ihn dort zu sehen nicht fürchten durfte, und übrigens schien die alte Dame eine gutherzige Frau, die zu verpflegen und nach Wunsch zu bedienen ihr nicht schwer vorkam. Die Hauptsache aber war, daß das Fräulein ihr jetzt nicht länger eine finstere Miene zeigte und so zufrieden von dieser Veränderung sprach, als ob sie selbst den Plan dazu entworfen.

Die Zeit, die ohne bedeutende Begebenheiten an uns vorüberstreift, erscheint uns, in ihrer einfachen Wiederholung des Heute im Gestern, stets wie im Fluge dahinzueilen, und verwundert fragen wir uns, ob wirklich schon wieder eine Woche, ein Monat, und endlich ein Jahr entschwunden. Das Fräulein hatte ihre neue Einrichtung geordnet, der Großvater einen Pachter für seine Besitzung gesucht und Lenchen täglich in ihrem innersten Herzen jedem Fleckchen hier ein Lebewohl zugerufen, mit dem

dankbaren Bewußtsein, daß so harmlos glückliche Tage für sie nie wiederkehren würden.

Herr Willmuth war während dieser Zeit nicht hergekommen. — Das Fräulein hatte dagegen mit ihrer künftigen Schwiegermutter eine Reise zu ihm gemacht, um den Ort und die Umgebung zu sehen, in welcher sie ihr Leben zu beschließen gedachte. Sie war scheinbar befriedigt zurückgekehrt, und hatte manche Aeußerung fallen lassen, über seinen schönen Beruf und sein gottseliges Walten. —

Der Tag nahete jetzt heran, an welchem das Fräulein sich ihm verbinden sollte. Sie hatte gebeten, daß diese Ceremonie ohne alle Festlichkeiten ganz still im engsten Kreise der Familie abgemacht werde, und daß sie dann sogleich nach ihrem neuen Wohnorte abreise. Der Großvater war gern damit zufrieden, da sein Herz ohnehin nur dabei litt, und er dem Ausdrucke seiner Empfindungen zu gebieten hatte. Er wollte nach der Hochzeit eine Reise zu seiner Schwester machen, dort einige Wocheu verweilen und dann erst nach Bremen kommen, wo Anna ihm indessen ganz in ihrer Nähe eine Wohnung eingerichtet haben sollte. Lenchen hatte bereits

vor einigen Wochen schon ihren neuen Dienst angetreten, damit der Schmerz der Trennung überwunden, wenn das Fräulein das gewichtige Ja ausspräche. — Herr Willmuth traf erst am Vorabend seiner Hochzeit bei seiner Mutter ein. Lenchen sah ihn absteigen und flüchtete zitternd in ihre Kammer. Aber bald rief die Hofräthin und hatte einen Auftrag für sie, der sie nöthigte, das Zimmer, in welchem er war, zu betreten.

„Sieh da, Lenchen!" sagte er, und wollte ihre Hand ergreifen.

„Nicht doch, Adolph!" winkte die Mutter. „Sie hatte ohnehin schon früher eine solche Furcht vor Dir, daß nichts in der Welt sie bewegen konnte, mit ihrem Fräulein nach Bremen zu ziehen; mache die Sache also nicht schlimmer!"

„Also wirklich, mein Täubchen! so scheu?" fragte Herr Willmuth mit einem langen schmachtenden Blicke. Lenchen aber war bereits wieder aus dem Zimmer verschwunden, und was er weiter sagen wollte, blieb ihm vorbehalten.

„Ich möchte Dir in allem Ernste rathen, Adolph," begann jetzt die Mutter, „Dich solcher losen Schäkereien mit den weiblichen Dienstboten zu ent-

halten. Deine künftige Frau scheint in diesen Dingen keinen Scherz zu verstehen und hält Dich für einen Heiligen."

„Ich weiß das, Mutter; ich weiß das. Nach der Hochzeit wird sie schon einsehen, daß wir Alle aus Fleisch und Bein gemacht sind."

„Sie wird das nicht einsehen, Adolph; verlasse Dich darauf."

„So wird sie es einsehen lernen. — Ich heirathe nicht, um mich zu geniren, sondern um angenehmer zu leben."

„Der alte Herr hat es aber immer noch in seiner Macht, Dich zu verkürzen, das bedenke!"

„Das kann er nicht, ohne Anna zurückzusetzen, ohne seine Enkelkinder zurückzusetzen, Mutter, und da würde er doch Bedenken tragen."

„À propos! Hier ist ein Brief von ihm an Dich. Erst vor einer Stunde kam derselbe durch einen Boten."

Herr Willmuth ergriff hastig das Schreiben, das in bedeutend großem Formate war, erbrach es, und fand, neben einem größern zusammengefalteten Bogen, ein kleines Billet mit seiner Adresse. Es lautete:

„Am Vorabend des Tages, der Sie als Sohn „in meine Familie einführen soll, finde ich es „angemessen Sie mit den Dispositionen bekannt „zu machen, die ich jetzt, beim Ordnen meiner „Angelegenheiten, für meine Enkelin getroffen. „Ich lege Ihnen demgemäß die Abschrift meines „letzten Willens bei. Zugleich muß ich bemerken, „daß Anna mit dem Inhalte durchaus unbekannt „ist.

„Daß Ihr Entschluß Sie beiderseits nie ge„reuen möge, wünscht aufrichtig 2c. 2c.

„Rosenberg."

Herr Willmuth entfaltete eilig den größern Bogen und las bedächtig, was er enthielt. „Verwünscht," rief er unmuthig aus, als er geendet. „Keinen Pfennig davon soll ich in die Hand bekommen, alles soll auf die Kinder übergehen, — es sei denn, daß Anna sich von mir zu trennen wünscht, in welchem Falle sie nach Belieben damit schalten mag. Ich weiß nicht, was der Alte denkt! — Augenscheinlich traut er mir nicht. Er riecht den Braten. Und nun bin ich in meiner eigenen Falle gefangen. — Was nutzt es mir nun? — Nichts, auch gar nichts, als daß ich eine Frau

am Halse habe. Das ist doch wirklich zum Rasendwerden!"

„Du bekommst eine gute, brave Frau und Deine Kinder ein schönes Vermögen. Mich dünkt, Adolph, Du könntest zufrieden sein."

„Hm! Wenn ich weiter nichts wollte, so wäre ich lange Hausvater. — Ich hatte auf baares Geld gerechnet. Nun sitze ich da!"

„Hast Du denn Schulden?"

„Das fragst Du noch? — Aber gleichviel. So muß meines Schwiegervaters Credit sie mir decken."

„Deine Anstalt ist aber doch blühend."

„Freilich! Und sie rentirt sich auch. — Aber meine Jugendsünden, Mutter, die wollen bezahlt sein."

Die Hofräthin schüttelte mit dem Kopfe. Sie mochte nicht weiter fragen, um nicht mehr zu erfahren, als ihr lieb sein mochte. Der Sohn war aufgesprungen und maß mit hastigen Schritten das Zimmer. Er war augenscheinlich in höchst aufgeregter Stimmung. „Glaubst Du, daß ich die Sache jetzt noch rückgängig machen könnte, Mutter?

fragte er endlich mit einer Eile, als brenne jede Minute unter seinen Sohlen.

„Das geht in keinem Falle. Dein Ruf würde dabei leiden, und Deine Anstalt, mit diesem Makel an Deiner Ehre, könnte zu Grunde gehen. In Deiner Stellung muß Dein Lebenswandel Dir das Wort reden."

„Du hast Recht, Mutter! Du hast Recht. Ich fühle die Wahrheit Deiner Worte, und doch — ha ha ha! muß ich ihnen hohnlachen. Den Tugendhelden spielen, Mutter, mit einem Heiligenschein umherwandeln, und dabei — ha ha ha! Verwünschte Gaukelei!

„Adolph! Adolph! — Wie kommst Du dazu, in solchem Tone zu reden?"

„Weil ich nicht in der Stimmung bin, um zu heucheln, weil ich meinem Unmuthe Luft machen muß, Mutter, soll er mir das Herz nicht zersprengen. Wisse also, daß ich schon eine Familie habe, daß eine Frau und vier Kinder auf mich, wie auf ihren Versorger, blicken, Mutter, und daß das Vermögen, das mir diese Heirath bringen sollte, bestimmt war, die Existenz derselben zu sichern. Begreifst Du nun, was es sagen will, von einer

neuen Familie reden zu hören, die man nicht braucht, nicht sucht, nicht will? — Begreifst Du, welche Vorwürfe meiner warten, wenn ich morgen an den Altar trete, und die Frau, die ältere Rechte auf mich hat, in diesem Schritt kein Opfer mehr erkennt, das ich dem materiellen Wohle ihrer Kinder bringe? Womit kann ich ihr Schweigen nun noch erkaufen? — Jede Stunde laufe ich ja nun Gefahr, daß sie in einem Moment der Leidenschaft, der Eifersucht, des Neides, zur Verrätherin an mir werde."

„Wie konntest Du aber auch so unvorsichtig sein, Adolph?"

„Unvorsichtig, wenn ich mir mein Leben mir gemäß gestalte? Unvorsichtig, wenn ich mit größter Vorsicht und Ueberlegung einen Schritt thue? — Aber, statt eines vernünftigen Rathes habt Ihr Weiber immer nur Vorwürfe bei der Hand."

„Ich weiß bei dem besten Willen nicht, wie ich Dir hier anders rathen kann, als daß Du jene Person zu entfernen suchst."

„Wohin jene Person geht, dahin gehe ich auch, darauf kannst Du Dich verlassen. Ich kann nicht ohne sie leben, sie ist mir nothwendig, und —

Aber wozu sage ich Dir das Alles? — Theilnahme hast Du doch nicht für mich, Ihr Weiber haltet in einem Punkte immer zusammen, wo es die Rechte Eures Ehelebens gilt, und selbst die Mutter wird in dem Bezug ihrem Sohne keine Nachsicht bewilligen. Ich kann also von Dir nichts erwarten. Gute Nacht denn!"

Er verließ unwillig das Zimmer und stieg die Treppe hinauf in sein Schlafgemach. Es dämmerte bereits. Oben auf dem Flur begegnete ihm Lenchen, die erschreckt zurückfuhr, als er ihr so unerwartet entgegen trat.

„Willst Du mir ein Licht bringen, Kleine?" redete er sie mit dem sanften Tone der Stimme an, den man an ihm gewohnt war, und der nur in der eben geführten Unterhaltung mit seiner Mutter einen ganz andern scharfen Klang angenommen hatte. — „Sie finden alles in Ihrem Zimmer," sagte Lenchen und wollte an ihm vorbeischlüpfen; aber sein Arm umschlang sie schon, und seine kalten Lippen berührten ihre Backe. „Ich schreie," sagte das Mädchen, „wenn Sie mich nicht gleich loslassen." Er duldete nun, daß sie sich seinem Arme entwand, wohl fühlend, daß ihre Drohung

Ernst werden würde. „Kleine Gans!“ flüsterte er dabei; „was hast Du davon, nicht aus dem Becher des Lebens zu nippen, wenn er Dir geboten wird? Man ist nur einmal jung.“

Sie war ihm entschwunden und langsam schritt er nun seinem Zimmer zu, setzte sich hier an das Fenster und blickte in die ziehenden Wolken. Welche Gedanken dabei in seiner Seele aufstiegen, verriethen seine Mienen nicht; nur deuteten die eingekniffenen Lippen eher Entschlüsse an, als Reue oder Resignation.

Lenchen hatte sich indessen zu ihrer Herrin in die Wohnstube begeben, die sie höchst niedergeschlagen in ihrer Sophaecke fand. „Frage doch meinen Sohn, ob er noch irgend etwas zu Abend essen will. — Ich selbst kann nichts genießen, mir ist gar nicht wohl. Ich glaube, eine Tasse Kamillenthee würde mir gut sein. Und dann lege doch meinen Anzug zu morgen bereit. Die abscheuliche Putzmacherin hat immer noch nicht die Haube gesandt.“

Lenchen hätte vielleicht nicht gewußt, auf welchen Punkt dieser Anrede zuerst erwiedern, wenn nicht das erste Begehren alles Blut in ihre

Wangen getrieben, so daß sie das Uebrige gewissermaßen nur mit halbem Ohre vernahm. Während aber ihre Gedanken bei Herrn Willmuth stehen blieben, eilte sie, um Zeit zu gewinnen, den andern Anforderungen zu genügen, und vor Allem sich mit der Toilette ihrer Dame zu beschäftigen, wodurch vielleicht schon der Kamillenthee überflüssig wurde. Der ganze Anzug auf morgen wurde bis auf die geringsten Einzelnheiten auf den Tisch gebreitet, und dann von beiden Frauen mit sorgfältigem Blick einer letzten Prüfung unterworfen. In diesem Augenblicke wurde geschellt und der erwartete Kopfputz traf ein. Lenchen ruhte nun nicht, bis dieser vor dem Spiegel aufversucht war, und als die Hofräthin ihn jetzt mit selbstgefälligem Blicke musterte, wagte sie schon die Frage: „Nicht wahr, Ihnen ist besser, ich brauche den Thee nicht mehr zu machen?“ — Das Lächeln verschwand einen Augenblick von dem Gesichte der Dame bei dieser Frage, die ihrem Gedächtnisse die Ursache ihres Uebelbefindens zurückrief; sie wollte sich indessen nicht gestehen, daß das letztere bereits gewichen, und sagte daher mit zusammengezogenen Brauen: „Du bist unbegreiflich nachlässig, Lenchen!

Da stehst Du und plauderst von Putz, indessen der Herr Director im Dunkeln und hungrig sein Bett suchen mag.“

„Entschuldigen Sie Frau Hofräthin, versetzte Lenchen schüchtern, im Bewußtsein ihres willkürlichen Vergessens, „es ist Licht oben und die Schwefelhölzchen stehen daneben. Und wenn der Herr Director etwas wünschen, so werden sie schon schellen.“

„Seit wann bist Du denn so träge geworden, daß Du den kleinen Gang scheuest? — Ich bitte mir aus, daß Du gleich hinaufgehst! Mein Sohn soll nicht bei seiner Mutter, wie in einem Gasthof sein, wo man fordern muß.“

„Er begegnete mir vorhin auf der Treppe, und — küßte mich; darum fürchte ich mich, zu ihm zu gehen;“ sagte sie, scheu zögernd.

Die Hofräthin schwieg betroffen. Daß er in einem Augenblicke, wo er von der Sorge für die Existenz von zwei Frauen gedrückt war, noch die Neigung hatte, nach einem Kusse von ihrem Mädchen zu haschen, empörte sie; doch durfte sie ihren Unwillen nicht zeigen.

„Ich werde selbst hinaufgehen,“ sagte sie dann,

„übrigens mußt Du dergleichen nicht so genau nehmen. Männer sind Männer, und kleine Scherze der Art erlauben sie sich Alle, wo und wie sie können.

„Das ist aber doch sehr Unrecht, Frau Hofräthin. Mein Fräulein hat mir stets gesagt, der erste Schritt, um ein unehrliches Mädchen zu werden, sei: sich von Männern küssen zu lassen.“

„Darin hat Dein Fräulein auch vollkommen Recht. Du mußt solchen Zumuthungen ausweichen, wie und wo Du kannst. Uebrigens darfst Du von einem Manne darum noch nicht so schlimm denken, wenn er gerne ein hübsches Mädchen küßt. Das thun sie nun einmal Alle gerne. Aber aus dem Wege gehen mußt Du ihnen, wo es auch sei. Ich will jetzt selbst zu meinem Sohne hinaufsteigen und Dir den Gang ersparen. Da siehst Du, wie gut es ist, wenn Du Vertrauen zu mir hast! Dafür aber darfst Du dem Fräulein auch kein Wörtchen davon sagen. Sie ist in der Zurückgezogenheit aufgewachsen, ohne alle Welt- und Menschenkenntniß und würde es ihrem Manne als Todsünde anrechnen. Es ist daher besser, ihren Frieden nicht zu stören, und ihr den guten

Glauben zu erhalten, daß sie sich einem Heiligen vermählt.“ —

Lenchen schwieg zu diesen Bemerkungen und die Hofräthin verließ das Zimmer. Langsam stieg sie die Treppe hinauf und kehrte lange nicht wieder. Das junge Mädchen verrichtete indessen die Geschäfte des Hauses; aber mit trauriger Miene. Es wollte ihr das Herz abdrücken zu denken, daß ihr gutes Fräulein morgen an diesen Mann verheirathet werde, mit dem sie nie glücklich sein konnte, das sagte ihr eine Stimme in ihrer Brust, die nicht trog. Nicht alle Männer würden diesem gleichen, dachte sie; warum mußte denn die beste der Frauen einem solchen anheimfallen?

Lange noch fand sie der Schlaf nicht, bis endlich, bei grauendem Morgen, Jugend und Ermüdung siegten, und sich ihre Brust sanft, unter verlängerten Athemzügen, hob.

In der Frühe des nächsten Morgens fuhr die Hofräthin mit ihrem Sohne auf das Land. Lenchen sah dem dahinrollenden Wagen nach und unwillkürlich falteten sich ihre Hände, wie zum Gebete, und ihr Herz flüsterte manchen frommen Wunsch. Ihr Auge hing heute an der Uhr, sie

zählte die Minuten, deren eine, das wußte sie, ein Lebensgeschick zu entscheiden hatte. Sie konnte bei keiner Beschäftigung Ruhe finden, und dabei war der Tag so lang, so ewig lang! Endlich in der Dämmerung, kehrte der Wagen zurück; aber mit der Hofräthin allein. Das junge Paar war bereits nach seinem Wohnorte abgereist. Für Lenchen war eine große Schachtel da; sie öffnete dieselbe, unter perlenden Thränen. Es war ja der Abschiedsgruß von ihrem Fräulein, von der Pflegerin ihrer Kindheit; — es war das letzte, das von dem lieben Hause zu ihr kam, wo sie eine so harmlos glückliche Jugend verlebt hatte. Der Inhalt bestand aus Geschenken, kleinen Nippsachen, die Lenchen vorzüglich geliebt, Kleidungsstücken und Zuckerwerk von der Hochzeitstafel. Mit flüchtigem Blicke musterte sie das Alles, aber augenscheinlich unbefriedigt, bis sie endlich, hinter dem Umschlag eines Buches, ein zusammengefaltetes Blatt entdeckte. Mit einem Lächeln der Freude griff sie danach. Es lautete:

„Mein liebes Kind!

„Ich habe Dich mit großem Schmerze heute „hier entbehrt; denn Du stehst meinem Herzen

„wahrlich so nahe, wie Alle die zu diesem Feste
„kamen, und es wäre mir ein Trost gewesen, hätte
„mein Auge dann und wann zu Dir hinübergleiten
„ten und sich sagen können: diese da vergißt mich
„nicht! Aber es durfte ja nicht sein. Wie die
„conventionelle Welt es eingerichtet, konntest Du
„nicht an meiner Seite bleiben, und was sollte es
„mir, Dich unter einem Dache mit uns, aber dennoch
„noch meinem Auge entrückt zu wissen? — So
„lebe denn wohl, mein Lenchen, und bleibe ein
„braves Mädchen! Ich gehe einer neuen Zukunft
„entgegen, die uns manche schwere Pflichten auferlegt.
„erlegt. Laß mich wenigstens die gewisse Freude
„dorthin mitnehmen, daß ich stets Gutes von Dir
„höre. — Schreibe mir, wie bisher, alle vierzehn
„Tage, und so wahr und aufrichtig, wie Dein
„Herz stets zu mir gesprochen; denn eine treuere
„Freundin findest Du ja nicht. — Man ruft nach
„mir, — also nochmals ein herzliches Lebewohl
„von Deiner zweiten Mutter

„Anna Willmuth."

Lenchen seufzte. Der Brief schien ihr so gar nicht hochzeitlich. Sie hatte eine Braut und

junge Frau in ganz anderer Stimmung vermuthet. — Sie meinte, daß man sich verheirathe, um glücklicher zu werden, um durch gemeinschaftliches Tragen der Sorgen des Lebens die Last derselben vermindert und die Freuden ebenfalls durch die doppelte Beziehung erhöht zu finden; und nun sprach das Fräulein nur von der Erfüllung ernster Lebenspflichten? — Um dieser willen nahm sie sicher keinen Gatten. Die Hofräthin war gleichfalls nicht in der besten Stimmung. Statt, wie sonst, von den Erlebnissen des Tages zu plaudern, kleidete sie sich eilig aus und schrieb dann an ihren Advocaten, um ihn zu bitten noch heute, oder sonst gleich am nächsten Morgen, zu ihr zu kommen. Lenchen sollte den Brief hintragen. „Darf ich ihn nicht in den Briefkasten stecken?“ fragte diese. „Es ist schon finster und mein Fräulein sagte: ich dürfe in der Dunkelheit nie auf die Straße gehen.“

„Ein Fräulein, das sich in meine häuslichen Angelegenheiten zu mischen hat, giebt es nun nicht mehr, und Frau Director Willmuth wird wissen, daß ihre Schwiegermutter hinreichende Einsicht besitzt, um nur das von ihrem Mädchen zu ver=

langen, was zu verlangen sie ein Recht hat. — Du thust wahrhaftig, als wärest Du von Zucker, als habe Dich der liebe Gott anders geschaffen, als andere Mädchen. Das kommt davon, wenn man unter den Augen einer alten prüden Jungfer aufwächst.“ Lenchen entfernte sich tief gekränkt, nicht in Bezug des Vorwurfs, der sie selbst getroffen, sondern empfindlich beleidigt in der Seele ihres guten Fräuleins. Sie holte ihren Hut und ein großes Umschlagtuch und schlüpfte mit dem Briefe aus dem Hause, ohne das Auge aufzuschlagen, bis sie die Wohnung des Advocaten erreichte. Sie sollte von diesem eine Antwort zurückbringen. Er war zu Hause und rief sie zu sich herein. Ein großer, starker Mann, mit matten, lichtblauen Augen und fahler Gesichtsfarbe stand ihr gegenüber. „Warum wünscht mich Ihre Herrschaft denn so eilig zu sehen, ist sie etwa krank, und will ihr Testament machen?“

„Das glaube ich nicht,“ versetzte Lenchen mit sanfter Stimme, in gutem reinem Deutsch; „sie befindet sich ganz wohl und denkt nicht an den Tod.“

Der Advocat hatte das Mädchen indessen mit Ueberraschung gemustert. „Und Sie dienen bei ihr?“ fragte er dann neugierig. „Es ist aber wohl noch ein anderes Mädchen da, die die grobe Arbeit verrichtet?“

„Ich bin nicht beauftragt Sie davon zu unterhalten,“ versetzte Lenchen mit einem Muthe, über den sie selbst erstaunte, „ich sollte nur fragen, ob Sie diesen Abend noch kommen könnten, oder ob Frau Hofräthin Sie erst morgen früh erwarten dürfte.“

„Wenn es so dringend ist, so komme ich gleich mit,“ sagte er rasch entschlossen, ergriff seinen Hut, löschte die Lampe aus und schritt der Thüre zu. Lenchen hatte dieselbe bereits im Rücken; aber schnell holte er das Mädchen ein. Als sie unten auf die Straße kamen, konnte sie nicht umhin neben ihm auf dem Trottoir zu gehen. — „Wenn Ihr Dienst nicht ganz besonders angenehm ist, so könnte ich Ihnen einen Vorschlag machen, der seine Vortheile hat;“ begann er. „Ich bin ein einzelner Mann und suche Jemand, der mir meinen kleinen Hausstand besorgt. — Ich bin nicht eigen und auch nicht genau, und wer mir es einiger=

maßen bequem macht, der hat gute Tage bei mir. So ganz allein zu wirthschaften, als ob man die Herrin wäre, hat auch sein Angenehmes. Wenn Sie Lust dazu hätten, so glaube ich, daß wir schon einig würden."

„Ich danke Ihnen für Ihren Vorschlag," versetzte Lenchen höflich. „Sie kennen mich ja aber viel zu wenig, Herr Advocat, um beurtheilen zu können, ob ich die Arbeit, die Sie von mir verlangen, auch verrichten kann?"

„Das ist Nebensache, mein schönes Kind, das wird sich alles finden, wenn Sie nur erst bei mir sind."

„Was ist denn aber die Hauptsache?" fragte das Mädchen erstaunt.

Ihre Jugend und Ihre Schönheit und Ihr angenehmes, gebildetes Betragen;" sagte er, sie scharf fixirend.

Lenchen wurde roth und verlegen und wandte den Kopf ab. „Meine Jugend, glaubte ich, würde gerade ein Hinderniß sein, weßhalb ich nicht zu Ihnen ziehen könnte. In meinem Alter kann ein ehrbares Mädchen nur in einem Hause dienen,

dem eine Herrin vorsteht;" versetzte Lenchen mit steigendem Muthe.

„Und sind Sie denn wirklich so gewaltig ehrbar, Sie kleiner Schelm, mit den Grübchen in Ihren rosenrothen Wangen?" sprach der Advocat scherzend, und wollte Lenchens Hand ergreifen, als sie eben auf den dunklen Hausflur traten; aber im Nu war das Mädchen ihm entflohen, und stand schon erhitzt und athemlos im Wohnzimmer, bevor ihr Begleiter noch an der äußern Thüre geschellt. Sie öffnete nun, ließ den Herrn Advocaten eintreten, und entfernte sich dann. Die Hofräthin nöthigte den späten Besuch nun neben sich auf den Sopha und begann ihm ihr Anliegen vorzutragen. Sie sei durch Umstände gezwungen, sagte sie, ihrem ältesten Sohne einen Theil ihres Vermögens abzutreten, könne dasselbe jedoch nur gegen eine Verschreibung cediren, daß derselbe ihr lebenslänglich die Zinsen für ihr Capital entrichte, da sie auf diese Einnahme für ihre Existenz angewiesen sei. —

„Im Fall nun aber der Unglücksfall eintritt, daß Sie diesen Sohn verlieren?" wandte der Rechtsgelehrte bedachtsam ein.

„Dann muß ich in meinen alten Tagen Hunger und Entbehrung leiden," erwiederte die Hofräthin verstimmt.

„Und müssen Sie wirklich diesen möglichen Fall riskiren? — Können Sie Ihrem Herrn Sohne die Bitte nicht abschlagen?"

„Ich war genöthigt sie ihm zu gewähren, um noch größeren Uebeln zuvorzukommen. Ich habe es ihm einmal versprochen und muß nun halten, was ich zugesagt. Es ist nicht mehr zu ändern. Ich bitte Sie daher morgen an ihn zu schreiben und in gültiger Form die Angelegenheit mit ihm zu ordnen."

So wie die Hofräthin sich wieder allein sah, rief sie Lenchen zu sich in das Zimmer. „Ich habe in Deiner Abwesenheit draußen ein wenig revidirt und in dem Speiseschranke einen ganzen Vorrath Kaffee gefunden, von dem ich nichts weiß. Wie kommst Du zu demselben?"

„Es sind die vier Loth, die ich wöchentlich von Ihnen erhalte, und die ich zusammengespart, um sie meiner Mutter zu geben, wenn sie in die Stadt kommt," sagte das Mädchen mit ruhiger Miene.

„Und was trinkst Du denn zu Deinem Frühstücke?“ fragte die Hofräthin strenge.

„Ich koche mir mitunter Ihren Kaffeesatz auf, und die übrigen Tage trinke ich ein Glas Wasser. Ich bin jung und gesund und kann noch entbehren.“

„Da hast Du recht. Je weniger man sich verwöhnt, desto besser; da braucht man in seinem Alter nichts zu vermissen. Ich werde Dir daher fortan keinen Kaffee mehr geben. — Erstlich erlaube ich nicht, daß man mir etwas aus dem Hause trägt, und zweitens bin ich genöthigt mich sehr einzuschränken. Die Heirath meines Sohnes hat mir bedeutende Opfer gekostet.“

Lenchen horchte hoch auf bei diesen letzten Worten. „Ich glaubte, der Herr Director Willmuth hätte sein gutes Brod?“ sagte sie verwundert.

„Das verstehst Du nicht, Kind. Eine solche Anstalt erfordert viel Capital, und der alte Mosenberg hat seiner Enkelin ja keinen baaren Pfennig mitgegeben!“

„Sie konnte sich aber kaufen was sie wollte,“ versicherte das Mädchen.

„Ja, Stühle und Tische; davon lebt man aber nicht," erwiederte die Hofräthin kurz. — „Nun, es ist einmal geschehen." — Sie seufzte tief auf. „Und man muß das Beste hoffen. — Wenn nur erst Kinder da wären!"

„Das vermehrt ja aber noch den Hausstand?"

„Das verstehst Du nicht; geh' also nur zur Ruhe!"

Die Tage verschwanden, sie wurden zu Wochen und Herr Rosenberg traf in Bremen ein, und sah seine Enkelin zum ersten Male als Frau in ihren neuen Verhältnissen wieder. Er wagte keine Frage; aber sorgend ruhte sein Blick auf ihr, wenn er sie still und bleich im Hause schalten sah, wo es nur Gesichter gab, die von der Demuth des Sünders zeugten, dessen Blick die Erde sucht, und das Auge seines Nebenmenschen scheut. Dem alten Herrn war es selbst nicht behaglich unter diesen Heiligen, die der Wahrheit einen Mantel überhingen. Seinem Schwiegersohne stand er gleichfalls fremd gegenüber. Er wurde von diesem mit großer Artigkeit empfangen und stets mit Höflichkeit behandelt; aber zu einem andern Vernehmen kam es unter

ihnen nicht. Auch konnte es Herrn Rosenberg nicht entgehen, daß ein lauerndes Mißwollen in dem Blicke des Herrn Directors lag, sobald dieser sich unbeachtet wähnte, und daß dessen Schüler, wahrscheinlich auf sein Geheiß, ihm überall nachspähten. — Das störte ihn indessen weiter nicht; ja er war darauf vorbereitet gewesen. Er sprach nie und nirgends über seinen Schwiegersohn, erwähnte nie seiner Anstalt und wich jeder deshalb an ihn gerichteten Frage klug aus. Auf diese Art schläferte er bald die Besorgniß ein, daß von ihm ein böser Leumund ausgehen könne, und man ließ ihn nun aus der Acht. Was er gewollt, das hatte er erreicht, er konnte der Tochter seiner Wahl nahe sein und sie gegen jede Unbill schützen. Auch fühlte er täglich mehr, wie nothwendig ihr diese Stütze war. Jeden Mittag fand er sich zu Tische ein; dafür zahlte er ein ansehnliches Jahrgeld, das er ihr persönlich einhändigte. Dann mußte sie ihn auf einer Promenade begleiten, er drang darauf, und den Abend brachte er in ihrem Stübchen bei ihr zu, wo sie einsam saß.

Der Herr Director war beschäftigt, hieß es, er hatte Besuche zu machen, die sein Amt erfor-

derte, und konnte erst zu einer sehr späten Stunde heimkehren. — Seine Gattin glaubte diesem Berichte und beklagte nur, daß er so viel beschäftigt sei; Herr Rosenberg aber wollte überzeugt sein, und kaum hatte er ganz leise Erkundigungen eingezogen, wohin die amtlichen Besuche seines Schwiegersohns gerichtet, als ihm die Entdeckung ward, daß jene Person, — wie die Hofräthin sie nannte, — den Herrn Director allabendlich bei sich sähe. „Dacht' ich's doch!" murmelte Herr Rosenberg, als ihm diese Gewißheit wurde. „Diese Füchse im Schafspelze gehen gewöhnlich auf eine verbotene Jagd. Mein armes, armes Kind! — Möge sie nur nie das geringste davon erfahren! — Wird sie Mutter, so tröstet sie sich schon, Kinder waren ja von jeher ihre Freude." —

Wenige Tage darauf fand er Anna in Thränen. Jetzt konnte er sich einer Frage nach der Ursache nicht enthalten. „Es ist nichts von Bedeutung, lieber Großvater," sagte sie sanft beruhigend. „Nur eine kleine eheliche Scene, wie sie unter verheiratheten Leuten wohl öfter vorkommt. Willmuth war unzufrieden mit mir, er klagte über Kälte, über mangelnde Zärtlichkeit, spricht von

Vernichtung aller seiner Hoffnungen, und ich — kann ihm nichts entgegen setzen, als daß ich bin, wie ich bin, und nicht an mir ändern kann, was nicht willkürlich ist. Aber sprechen wir nicht weiter davon. Es war vielleicht nur eine augenblickliche Laune, vielleicht hatte er Unannehmlichkeiten in seiner Anstalt, und dann müssen die Frauen dafür leiden, sagt man ja, und der Gegenstand sein, an dem sie ihren Zorn auslassen. Ich theile also nur das allgemeine Geschick." —

Der Großvater schwieg, aber dachte dafür desto mehr der Sache nach, die ihm ein wichtiger Punkt in Anna's häuslicher Existenz zu werden schien. Er bewachte sie jetzt um so sorgfältiger und fand, daß die rothgeweinten Augen sich häufiger einstellten, als ihm lieb war. Doch sagte er nichts mehr darüber. Er glaubte es sei noch nicht an der Zeit ein Wort der Autorität hören zu lassen; er wollte der noch jungen Ehe ein paar Jahre gönnen, damit sie die Probe bestanden, ob sie zu etwas Gedeihlichem heranreifen könnte, bevor er versuchte sie wieder zu lösen. —

Von Lenchen liefen indessen nur selten Briefe ein und manche ihrer Aeußerungen ließen auf

Lücken in der Correspondenz schließen, die Keiner der Betheiligten sich zu deuten wußte. Herr Mosenberg überlegte die Sache einige Minuten, machte aber keine weitere Bemerkung darüber, wie bei dem jetzigen vortrefflich eingerichteten Postwesen so häufig Briefe verloren gehen könnten; sondern sagte nur ganz einfach: da alle seine Briefe richtig einliefen, so solle Lenchen an ihn adressiren, und sich dagegen Anna's Briefe von seinem Banquier abholen. — Zugleich sandte er eine Einlage an denselben ab, und bat ihn, diese durch einen der jungen Leute auf seinem Comptoir persönlich an das junge Mädchen überliefern zu lassen, mit der Weisung, daß sie dann und wann anfragen möge, ob etwas für sie eingelaufen sei. — Der Brief kam zurück; die Wohnung war verschlossen gefunden; und im Hause sagte man, Lenchen sei mit ihrer Herrschaft verreist, man wisse nicht wohin. Herr Mosenberg und Anna sahen sich bestürzt an. Wie kam es, daß der eigene Sohn von dieser Reise seiner Mutter kein Wort geäußert?

Am nächsten Tage beim Mittagsmahle sagte der alte Herr wie zufällig: „A propos, Herr

Director! Wohin adressirt man an Ihre Frau Mutter? — Ich hatte einen kleinen Auftrag an unser Lenchen und sandte deßhalb zu ihr, man fand die Wohnung aber verschlossen."

„Ich kann Ihnen wirklich keine Auskunft geben," versetzte der Angeredete, ohne das Auge von seinem Teller zu erheben, „Ich stehe in keinem regelmäßigen Briefwechsel mit meiner Mutter, und bin nicht gewöhnt von jedem ihrer Schritte in Kenntniß gesetzt zu werden. Anna hatte sich vorgenommen sie einzuladen, das Weihnachtsfest hier zuzubringen, bei der Gelegenheit läßt sich mündlich jede versäumte Mittheilung nachholen."

„Es sind aber noch einige Monate bis dahin," versetzte Anna.

„Ich denke doch, daß Du keine größere Sorge wegen dieses Mädchens äußern kannst, wie ein Sohn um seine Mutter?" fragte ihr Gatte mit scharfer Betonung.

Anna schwieg. Vor so vielen Zeugen pflegte sie nie eine von ihrem Gatten gemißbilligte Meinung an den Tag zu legen. Herr Mosenberg aber hatte dieselbe Rücksicht nicht und versetzte:

„Da ist doch ein kleiner Unterschied zu machen, Herr Director. Lenchen ist dort in einer abhängigen Lage, die, je nachdem, drückender werden kann und sie hat Niemand sie zu schützen und ihr eine Protection zu gewähren, als uns. Ihr Schweigen ist mir unbegreiflich! — Daß sie uns vergessen hat, ist nicht möglich, es muß daher irgend ein Grund vorhanden sein, der sie ein geschriebenes Wort scheuen läßt, und diesem Grunde muß ich auf die Spur zu kommen suchen."

„Ich weiß nicht, warum ein solcher Verdacht in Ihrer Seele aufsteigt, Herr Mosenberg, als sei das Mädchen in dem Hause meiner Mutter nicht unter der besten Obhut. — Ihre Sorge ist beleidigend. Wäre irgend etwas vorgefallen, so würde ich Nachricht erhalten haben, davon können Sie überzeugt sein."

„Sie haben darin vollkommen recht, Herr Director; doch will sich meine Sorge durch keine Vernunftgründe beschwichtigen lassen. Erhalte ich im Verlaufe von vierzehn Tagen keine bestimmte Nachricht, so reise ich selbst hin und sehe mich an Ort und Stelle nach dem Kinde um."

Ein dankbarer Blick Anna's lohnte ihm für dies Versprechen. Willmuth schwieg dazu, als habe er kaum darauf gehört und man stand vom Tische auf. Noch denselben Abend schrieb Herr Rosenberg an Lenchens Eltern, und fragte bei diesen an, wie es ihrer Tochter ginge, und ob sie ihm sagen könnten, wohin dieselbe mit der Frau Hofräthin gereist. Anna zählte die Tage, bis eine Antwort kam, als diese endlich einlief, lautete sie wenig befriedigend. Es hieß darin: daß das Mädchen schon lange nicht mehr heiter gewesen sei, wie sonst, daß sie die Eltern selten und endlich gar nicht mehr besucht, und auf jede Frage, wie es ihr erginge, geantwortet habe: gut; nur könne sie sich an die Pflichten ihres Postens nicht gewöhnen. Vor längerer Zeit schon habe sie der Mutter, als diese sie besucht, angekündigt, daß sie mit der Frau Hofräthin verreisen würde, um mit dieser bei ihrem Sohne, der Referendar sei, zu wohnen und ihn zu verpflegen; er wäre leberkrank und Hypochonder und bedürfe der Aufheiterung. — Anna schrieb nun sogleich an ihre Schwiegermutter, und bat diese, ihres Versprechens eingedenk zu sein, einen Wintermonat bei ihnen

zu verbringen, vielleicht würde ihr Schwager sie begleiten, und ihr die Freude gewähren, ein neues Mitglied der Familie kennen zu lernen; und was Lenchen anbetreffe, so wollte Herr Mosenberg sich nicht nehmen lassen, diese als Gast bei sich zu sehen und die Reisekosten für sie zu bestreiten, wenn ihre Schwiegermutter so gütig sein wolle ihre Einwilligung dazu zu geben und sie mitzubringen. Ein paar Wochen vergingen, da fuhr, statt aller Antwort, die Frau Hofräthin selbst vor, und versicherte, daß sie auf eine so freundliche Einladung nur in Person zu erwiedern vermocht. Anna war kaum im Stande ihre Verstimmung zu verbergen, und rang sichtlich nach Fassung; ihr Gatte beobachtete sie dabei mit einem heimtückischen Lächeln der Befriedigung und der Schadenfreude, Herr Mosenberg folgte dessen Blicken und sah ihm dabei so grade, fest und fragend in das Auge, daß der Andere verlegen den Blick davor zu Boden schlug. —

„Und mein Schwager wollte Sie nicht begleiten?" fragte Anna endlich ihre Schwiegermutter, als diese neben ihr auf dem Sopha Platz ge-

nommen, und die Herren ihnen gegenüber einen Sitz gerückt.

„Sein Gesundheitszustand erlaubt ihm in dieser Jahreszeit keine Reise, liebe Tochter," versetzte die Hofräthin bedauernd; „er rechnet auf den Sommer und die Ferien. Lenchen mußte ich daher natürlich zurücklassen; denn wäre sie nicht geblieben, so konnte auch ich mich nicht entfernen. Sie soll dafür allein die Reise machen, sobald ich wieder zurückgekehrt bin, das habe ich ihr schon zugesagt."

„So werde ich mir erlauben, Sie auf Ihrer Rückreise zu begleiten," fiel Herr Rosenberg ein, „und das Mädchen dann unter meinem Schutze herbringen. Sie ist noch jung und unerfahren und möchte sich ängstigen so allein in die Welt hinaus zu ziehen."

„Sie muß ja aber doch die Rückreise machen;" fiel die Hofräthin ein, nachdem sie einen Blick mit ihrem Sohne gewechselt, in welchem sich das gegenseitige Erschrecken bei einer unangenehmen Nachricht kund gab.

„Das freilich," sagte Herr Rosenberg ruhig, „sie kennt dann aber schon ihren Weg und weiß

zu reisen. Ein bischen Erfahrung macht alle Dinge leicht."

„Sie ist übrigens auch jetzt nicht mehr ein solcher Neuling in der Welt, als damals, wo sie in mein Haus trat;" nahm die Hofräthin wieder das Wort. „Sie hat erfahren, daß Mädchen ihrer Klasse manchen Versuchungen ausgesetzt sind, und sich dagegen vertheidigen müssen, statt über die Unbill zu schreien. Die größte Mühe hat es mir gekostet, ihr begreiflich zu machen, daß eine Dame meines Standes des Abends nicht allein auf der Straße gehen könne, daß sie mich also in die Gesellschaften begleiten, und mich wieder abholen müsse. Sie meinte immer, mein Alter und mein Stand wären mir ein hinreichender Schutz gegen jedes lose Wort unserer übermüthigen Männerwelt, während sie selbst den gröbsten Zumuthungen ausgesetzt sei. Doch konnte ich ihr darum den Gang nicht ersparen, mit wieviel Thränen sie auch darum flehte; denn der Anstand fordert es von mir, während eine Person in ihrer Lage durch keine groben Scherze gekränkt sein durfte. Aber, wie gesagt, über diesen Punkt konnte man sich nicht mit ihr verständigen, und des Weinens und Kla=

gens war kein Ende, bis ich nicht mehr darauf hörte und Zeit und Gewohnheit ihr Recht gönnte."

Anna zitterte. Sie war während dieser Unterhaltung roth und bleich geworden und drängte mit Mühe die Thränen zurück. — „Sie hatten wohl vergessen, theure Schwiegermutter, daß ich Sie gebeten, dem Mädchen jeden Dienst zu ersparen, der ihr schwer werde, und was die Hülfeleistung anbetreffe, die Sie ihr gütigst gewähren wollten, über meine Kasse zu gebieten," sagte sie endlich sanft.

„Ich entsinne mich dessen ganz wohl, liebe Tochter; aber ein eigener Haushalt giebt andere Gedanken, aus des Mannes Kasse darf eine vernünftige Frau keine solche unnütze Großmuth üben. Und wozu auch das Mädchen so verwöhnen? — Wer seinen Lohn empfängt, der muß dafür arbeiten, ich bezahle sie, und verlange, daß sie mir diene, wie es mir gefällt."

„Ich stimme Ihnen darin vollkommen bei, hochverehrte Frau Schwester," nahm Herr Mosenberg das Wort; „Niemand darf sich einer Arbeit schämen, oder sich weigern, sie zu leisten; denn jede Verrichtung ist ehrenwerth, sobald sie wohlgethan

ist. Daß Sie Lenchen darin nicht verzogen, war ganz nach meinem Sinne."

„Es freut mich, verehrter Herr Bruder, daß Sie mir beistimmen. Ich hatte kaum darauf gerechnet, weil Sie das Mädchen mehr wie ein Kind lieben, als nur wie dienende Person betrachten."

„Dieser Liebe halber erlasse ich ihr aber die Arbeit nicht," gab er zurück. „Sie hat bei uns auch gearbeitet, und das tüchtig. Aber im Punkte der Moral waren wir freilich sehr, sehr strenge, und gestatteten ihr allerdings nicht, allein am Abend auszugehen. Das schien uns ein unerläßliches Verbot, sollte das Mädchen ihren sittlichen Charakter bewahren."

„Auf dem Lande lasse ich mir eine solche Ausnahme gefallen," sagte die Hofräthin empfindlich, „wie aber konnte ich es in der Stadt vermeiden, wollte ich nicht aller Geselligkeit entsagen?"

„Was widerfuhr Ihnen denn aber, wenn Sie allein gingen?" fragte Herr Mosenberg neugierig. „Meine Enkelin kam auch mitunter im Finstern aus dem Dorfe zurück, redete sie da ein Unverschämter an, so brauchte sie nur zu sagen: Sie irren sich, ich bin Fräulein So und So und

sie wurde nicht weiter belästigt. — Ist das in der Stadt nicht auch der Fall?"

„Freilich wohl, und noch dazu eine Frau in meinen Jahren. Wohin denken Sie, Herr Rosenberg. Wer sollte mich ansprechen? Hier ist nur die Rede von dem Schicklichen, daß man eine Dame ist, und daher begleitet ausgeht, weiter nichts."

„Das will am Ende dasselbe sagen, verehrte Frau Schwester, als daß man so reich und vornehm ist, um eines armen jungen Mädchens Ehre und Ruf ohne jeglichen Skrupel Preis geben zu können, sobald es bequem scheint. — Mit solchem Anstande habe ich freilich nichts gemein, und bitte Sie in allen künftigen Fällen der Art über meine Kasse zu disponiren, damit dieser Frohndienst einem unschuldigen Mädchen abgenommen werde. Meine Enkelin hat freilich, wie Sie sagen und ganz richtig sagen, nicht über das von ihrem Gatten zum Haushalte anvertraute Geld zu Privatzwecken zu disponiren; dafür aber steht ihr die Börse ihres Großvaters zu jeder beliebigen Ausgabe zu Gebote. Sein Sie also nicht ängstlich ihr etwas zuzumuthen. — Uebrigens aber möchte ich, da wir doch einmal bei diesem Kapitel sind

einen Wunsch aussprechen, der mir schon lange am Herzen liegt. — Wenn Du nichts dagegen hast, Anna, so möchte ich Lenchen zu mir nehmen. Ich fühle doch, daß ich alt werde, und daß mir mein Kaffee des Morgens, von fremder Hand bereitet, nicht so schmeckt wie sonst. Auch bin ich an ein thätiges Leben nach außen hin gewöhnt, und einsam in meinem Zimmer, würde es mich erheitern, ein bekanntes Gesicht um mich zu sehen, und Worte zu hören, die mich an vergangene Tage mahnen. — Ich bitte Sie also, verehrte Frau Schwester, mir Lenchen zu überlassen, sobald Sie im Stande sind, die Stelle derselben zu ersetzen."

Mutter und Sohn wechselten hier abermals einen bedeutsamen Blick. —

„Gegen diesen Wunsch kann ich nichts einwenden," versetzte die Hofräthin dann, mit kaum unterdrücktem Verdruß; „wäre mir gesagt worden, daß ich das Mädchen nur auf so kurze Zeit haben würde, so hätte ich mir schwerlich die Mühe gegeben, sie zuzulernen. Indessen haben Sie allerdings die ersten Rechte an sie und ich füge mich daher Ihrem Willen. Gleich bei meiner Rückkehr werde

ich mich bemühen, ein anderes Mädchen zu finden und Lenchen steht dann zu Ihrer Verfügung."

„Ich hoffe Sie selbst bei diesem Bemühen unterstützen zu können," gab Herr Rosenberg zurück, „denn ich gedenke darum nicht minder mit Ihnen zu reisen, und des Vergnügens Ihrer Gesellschaft zu genießen. Eine kleine Ortsveränderung wird mich überdem zerstreuen, und sollte ich dort auch um Lenchen's Willen länger zurückgehalten werden, so ist das ja für mich einerlei, da mich hier keine Art von Geschäft bindet, und Anna sich schon ein paar Wochen ohne den alten Großvater behilft, nicht wahr, mein Kind?"

„Wenn Du mir Lenchen dafür zurückbringst, so zürne ich Dir gewiß nicht," sagte diese mit freudestrahlendem Gesichte.

„Das muß ich gestehen, man möchte wünschen an des Mädchens Stelle zu sein," erwiederte die Hofräthin verstimmt. „Mein Sohn könnte eifersüchtig auf sie werden."

„Wenn ich mich solcher Schwäche schuldig machen wollte," bemerkte dieser emphatisch; „Jeder muß seinen Werth am besten selbst ermessen, Mutter."

„Ueberdem ist ja jeder Ehemann darauf angewiesen, die Liebe seiner Gattin nicht ihm ausschließlich zugewandt zu sehen; denn die Kinder nehmen stets mehr als die Hälfte davon in Anspruch," sagte Herr Rosenberg, der heute seiner sonstigen passiven Ruhe entsagt zu haben schien, und durch ein unbekanntes Etwas gereizt, geneigt war, Dinge zu sagen, die seinen Schwiegersohn verletzen mußten.

„Leider ist mir die Freude, Enkel zu wiegen, noch vorbehalten," bedauerte die Hofräthin.

„Vielleicht nur mir, verehrte Schwester," wandte Herr Rosenberg ein. „Und wie sehr ich Rechnung darauf gemacht, das weiß Ihr Herr Sohn."

Anna sah ihren Großvater erstaunt an, als suche sie auf seinem Gesichte den Commentar zu dieser Aeußerung. — „Des Herrn Wille geschehe!" bemerkte Willmuth mit Salbung. „Vielleicht hätte ich seine Schafe weniger achtsam geweidet, wenn sich die eigenen Lämmer unter die Heerde gemischt."

„Darum weisen Sie Ihren Lämmern auch lieber eine getrennte Weide an," sagte Herr Rosenberg mit Betonung und verließ das Zimmer.

Das Weihnachtsfest kam heran, das rauhe Haus feierte mit gewohnter Demuth die Geburt des Herrn, und der kleine Kreis in Anna's Zimmer trennte sich früh, um bei grauendem Morgen Andachtsübungen beizuwohnen, von denen sich Keiner von ihnen, des Beispiels halber, frei machen konnte. — Die Festtage verstrichen ernst und still, gleich Trauertagen, Herr Willmuth war wenig sichtbar, und seine Mutter fragte nie, was ihn fern halte; sie schien es im Gegentheil vorauszusetzen, daß man seiner nur bei den Mahlzeiten ansichtig werde, und er keine Zeit habe, im Zimmer seiner Frau, im engen Kreise seiner Familie eine Stunde zu verbringen. Anna stand ihrem großen Haushalte vor, führte ihre Rechnungen, und die übrige Zeit gehörte ihrem Großvater. Es war ein ernstes Leben der Pflicht, das sie führte; aber sie erlaubte sich nie eine Klage. — Wie sollte sie auch? die Täuschung, die sie erfahren, konnte sie nicht gestehen, ohne den Mann bloß zu stellen, den sie ihren Gatten nannte, der vielleicht noch der Vater ihrer Kinder sein konnte. — Jedes Wort, das seine Schwächen verrieth, entehrte sie daher selbst; sie konnte nicht loben,

sie durfte seiner Heuchelei nicht das Wort reden; aber zu schweigen stand ihr frei und war ein Gebot, das Ehre und Pflicht ihr auferlegten. — Ihre Schwiegermutter hatte in dem Bezug auch nie Vertrauen gesucht, und lieber alles vermieden, was zu Mittheilungen führen konnte. Anna war ihr dankbar dafür. Als Mutter hatte ja jene dieselbe Pflicht gegen den Sohn, wie sie als Gattin. Doch trat dadurch eine Art Entfremdung in ihre gegenseitige Beziehung. Sie wußten Beide, daß viele Punkte nicht unter ihnen berührt werden konnten, und wie durch schweigendes Einverständniß vermieden sie jedes Wort, das auf ihre Familienverhältnisse Bezug hatte, und besprachen nur allgemeine Interessen. —

Ein wenig verwundert war Anna, daß ihre Schwiegermutter auch nicht die leiseste Anspielung auf ihre Rückreise machte. Unter andern Umständen hätte sie der alten Dame gerne den Aufenthalt in ihrem Hause gegönnt, so lange sie sich dort wohl befand; jetzt aber, wo sich Lenchens Rückkehr an ihre Abreise knüpfte, sah sie mit innerm Zagen jeden neuen Abend hereinbrechen, der ihr noch keine Verwirklichung ihrer Hoffnung ge-

bracht. Sie sprach oftmals mit ihrem Großvater darüber; aber auch dieser fühlte das Ungeziemende einer Anfrage, die dem Gaste in gewissem Sinne die Thüre weise. Beide waren in der peinlichsten Verlegenheit, wie sich dieser Gegenstand zur Sprache bringen lasse, und indessen verstrich die Zeit, der Januar hatte bereits sein Ende erreicht, man sah fast schon dem Osterfeste in das Angesicht und immer noch verweilte die Frau Hofräthin, als sei hier von einer Trennung gar nicht mehr die Rede.

Anna hielt diese Ungewißheit endlich doch nicht länger aus. So ungern sie sonst auch zu der so verpönten Weiberlist ihre Zuflucht nahm, so schien es ihr doch, als heilige dies Mal der Zweck die Mittel, und sie faßte muthig den Entschluß, ihrer Schwiegermutter eine kleine Comödie vorzuspielen. Zu dem Zwecke holte sie recht weit aus, sprach von der Heimath, den Freuden ihrer Kindheit und endlich ganz am Schlusse kam der Ostermorgen, wo man Eier versteckt, und wo die ganze Familie nachher versammelt war, um einen gewissen Kuchen, der ganz vortrefflich, gemeinsam zu verzehren. „Diesen Kuchen will ich nun auch zum Feste backen, liebe Mutter, den müssen Sie kosten.

— Wie traurig ist es doch aber, wenn bei solchen Gelegenheiten kein Familienkreis versammelt ist! Wir sind unser so wenige! — Die Lehrer sind uns fremd. — Wäre es denn nicht möglich, daß Ihr Sohn zum Osterfeste käme? — Ich würde mich so herzlich dazu freuen! — Sagen Sie, liebe Mutter, könnten wir ihm diesen Vorschlag nicht machen? — Es wird schon warm genug zum Reisen sein, Ostern fällt ja in den April!"

„Schreiben Sie doch selbst deßhalb an ihn," sagte die Hofräthin ausweichend. „Ich bin am Ende nur Gast hier und kann Niemand einladen."

„Das will ich gerne thun, liebe Mutter, wenn meine Bitte ihn irgend bestimmen kann. Ach! da kommt der Großvater eben. Denke nur, Großväterchen," redete sie diesen schon in der Thüre des Zimmers an, „meine Schwiegermutter meint, August würde zum Osterfeste kommen, wenn ich an ihn schriebe, um ihn einzuladen. Wäre das nicht prächtig?"

„Vortrefflich! — So haben wir einmal die ganze Familie beisammen. Sage ihm, daß ich kommen will, um ihn abzuholen, wenn ihm das lieb ist. — Ich bin schon lange auf einen kleinen

Ausflug erpicht gewesen, und ohne Ziel und Zweck gehört immer ein Entschluß dazu."

Die Hofräthin hatte dagegen nichts einzuwenden und somit blieb es bei diesem Entschlusse. Bald darauf verließ sie das Zimmer und man hörte sie im Hause fragen, wo der Herr Director wäre? — Sie kehrte lange nicht wieder und es ließ sich vermuthen, daß sie ihren Sohn gefunden und durch diesen so lange festgehalten sei. Herr Rosenberg schüttelte den Kopf. Es fing an ihm manchmal recht unheimlich in dieser Familie zu werden, wo Niemand dem Andern vertraute, und jeder Schritt von einem Scheine des Geheimnisses begleitet war. Anna schrieb indessen an ihren Schwager und sprach ihm mit wenigen herzlichen Worten ihren Wunsch aus. In einer Einlage an Lenchen machte sie dieser Vorwürfe über die abermalige Pause in ihrer Correspondenz, eine Versäumniß, die sie sich gar nicht zu deuten wisse und meldete ihr zugleich: daß Herr Rosenberg selbst kommen würde sie abzuholen, damit sie künftig wieder ganz unter ihren Augen lebe und sie über ihr Wohl und Weh wachen könne. Als sie damit fertig war, trat ihr Gatte ein. „Ich höre von meiner Mutter, daß Du meinen Bruder

zum Osterfeste einladen willst;" — sagte er unfreundlich. „Dergleichen Aufmerksamkeiten sollten von dem nächsten Verwandten ausgehen und nicht von einer Fremden; denn Du kennst meinen Bruder ja gar nicht. — Uebrigens muß ich Dir bei dieser Gelegenheit sagen, daß mir an seinem Besuche wenig liegt. Wir stehen gar nicht auf dem Fuße, um ein Zusammensein erfreulich zu machen. August ist ein durchaus ursprünglicher Mensch, bei dem das Herz stets mit dem Kopfe davon läuft. Er lacht über alles und ist heiter wie der Tag. Meine Anstalt ist ihm ein Gräuel; denn er will von keiner Demuth etwas wissen und wenn meine Zöglinge im Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit gebeugten Hauptes einhergehen, so nennt er sie Pharisäer. — Wie unpassend sein Hiersein ist, kannst Du nun begreifen. Es mag Dir als Lehre dienen, nie wieder solche Pläne zu machen, ohne vorher mit mir zu berathen."

„Ich konnte das freilich nicht wissen, lieber Willmuth! Du hast mir nie etwas der Art angedeutet."

„Ich spreche nicht gerne über Dinge, die mir unangenehm sind."

„Ich sende meinen Brief nun nicht ab, das versteht sich."

„Doch! das ist es eben, was mir unangenehm an der Sache ist. Herr Rosenberg darf nicht ahnen, daß ich meinen Bruder nicht gerne sehe. Er muß daher kommen. Er wird aber nur die Feiertage bleiben und meine Mutter dann mit ihm zurückkehren. Ich habe so eben diese Verabredung mit ihr getroffen." Anna wandte den Kopf ab, damit er nicht in ihren Mienen lese, welch' eine Empfindung der Freude seine Worte in ihrem Herzen wach gerufen. „Lies, was ich ihm geschrieben! — Soll ich den Brief anders einrichten, so sage es!" sagte sie. — Willmuth durchlief mit dem Auge das Blatt. „Du kannst das getrost absenden. Meine Mutter wird das Uebrige schon mit ihm berathen; denn er weiß nicht minder gut, wie er mit mir steht, als ich es weiß. Und nun verlieren wir kein Wort mehr über die Sache, besonders nicht in anderer Leute Gegenwart." Damit verließ er das Zimmer.

Das Osterfest kam. Am Vorabend desselben fuhr der erwartete Gast vor; Anna trat ihm za-

gend entgegen; aber allein, denn Lenchen mußte das Haus hüten, hieß es. Sie konnte nicht aufrichtig sein in diesem Willkommen, das der eigene Bruder nicht theilte und war verlegen, wie sie eine Freude äußern sollte, die jener nicht einmal empfand. — Die Schwiegermutter trat glücklich als Vermittlerin hinzu, und schloß den Sohn mit ächter Wärme an ihr Herz; dann führte sie ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer und verweilte dort lange. Niemand kam sie zu stören. Daß eine Mutter mit ihrem Sohne, von dem sie lange getrennt gewesen, gar manches zu besprechen habe, war eine Sache, die keiner Erklärung bedurfte. Als sie endlich wieder erschienen, war das Abendessen schon aufgetragen und da an demselben auch eine Anzahl Lehrer Theil nahmen, so konnte man hier nur allgemeine Dinge besprechen und die Frage nach Lenchen, die Anna schon so lange auf der Lippe schwebte, nicht laut werden. Sie begnügte sich daher einstweilen ihren Schwager zu mustern, der neben Herrn Mosenberg saß und mit diesem eine heitere Unterhaltung angeknüpft hatte. Er war jünger, als ihr Gatte, zählte vielleicht nur erst dreißig Jahre, war blond, wie jener; aber

sonst in seinem Aeußern der vollkommene Gegensatz. Sein blaues Auge blickte heiter und offen umher, seine Gestalt war aufrecht, und sein Benehmen bieder und gerade. Augenscheinlich fand sein Nachbar großes Gefallen an ihm. —

„Hier ist auch ein Brief von Lenchen," sagte die Hofräthin jetzt und steckte der Schwiegertochter ein Schreiben zu. „Mein Sohn hat es mir für Sie gegeben." —

Unwillkürlich, wie das bei solchen Veranlassungen der Fall sein kann, wandte Anna das Gesicht nach dem Ueberbringer jener Zeilen, dessen Auge ebenfalls gerade die Richtung zu ihr herüber genommen hatte und beider Blicke begegneten sich. Der junge Mann wurde dunkelroth und senkte verlegen das Auge. Anna begriff nicht, was ihn so verwirrte. Daß er ihr jenes Briefchen von Lenchen mitgebracht, konnte ihn doch unmöglich so schamroth vor seiner eigenen Schwägerin machen?

Sie sah ihn heute nicht mehr allein, gleich nach der Mahlzeit trennte sich die Familie und Anna eilte, nachdem sie noch die nothwendigsten Befehle für ihren Haushalt ertheilt, in ihr Zimmer, um Lenchen's

Schreiben zu entfalten. Es war sehr kurz und einzelne Worte, wie durch Thränen, verwischt. Es lautete:

„Theure verehrte Frau Directorin!

„Sie haben schon so oft geklagt über mein Schweigen, daß ich mich auch heute nicht mehr entschuldige. Einst werden Sie die Ursache kennen. Ob Sie mir dann vergeben können, das weiß ich nicht; aber ich bitte Gott täglich darum. Sagen Sie Herrn Rosenberg, daß ich ihm tausendmal danke für seine Güte mich zu sich nehmen zu wollen. Es wäre das das größte Glück für mich, wenn ich nur auch fühlte, daß ich es verdiente. Aber erkenntlich bin ich dennoch dafür und habe so manche Thräne der Freude und des Schmerzes bei Ihrem Briefe vergossen, daß meine armen Augen ganz blind sind.

Der Himmel gebe Ihnen alles Gute, er gebe Ihnen vor Allem Kinder, die Sie lieben und verehren, wie ich, und dabei Ihrer Erziehung Ehre machen! Ich denke täglich an Sie, und bete täglich für Sie und bin mit dem dankbarsten Herzen:

Ihr

stets ergebenes

Lenchen."

Anna vergoß Thränen über diesen Brief. „Mein armes, armes Kind!“ seufzte sie und konnte doch keinen Grund angeben, weshalb sie sie beklagte; denn sie beschwerte sich ja über nichts. Am nächsten Morgen rechnete sie darauf ihren Schwager allein zu treffen, und diesen zu befragen. Aber ihre Hoffnung wurde getäuscht. Gleich nach dem Frühstücke nahm ihr Gatte denselben mit in sein Zimmer und kam von da an nicht von seiner Seite. Anna hatte darauf nicht gerechnet. Da ihm der Bruder so wenig angenehm war, so begriff sie nicht, weshalb er sich stets in dessen Nähe aufhielt, und nie ein Wort an sein Ohr gelangen ließ, das er nicht überhörte. Am Dienstag war die Abreise desselben anberaumt, und dieser Plan fand auch durchaus keine Aenderung. Die Hofräthin war den ganzen Tag zuvor mit Einpacken beschäftigt, und der Herr Director fuhr mit seinem Bruder auf das Land, Anna blieb also an dem gehofften Familienfeste meistens allein; denn auch Herr Mosenberg hate seine Anordnungen zu treffen, da er dabei beharrte, die Hofräthin mit ihrem Sohne zurück zu begleiten. Die Stunde des Scheidens kam. Die Hofräthin schloß ihre Tochter mit Rührung in ihre Arme.

„Ich danke Ihnen, liebe Anna," sagte sie bewegt, „für alle mir bewiesene Güte! — Ich konnte mir keine bessere Tochter wünschen und mein Sohn sich keine bessere Frau. Wollte der Himmel, er wäre ein Dutzend Jahre früher in Ihre Hände gefallen, vielleicht wäre da Manches anders geworden!"

„Und ist jetzt nichts mehr zu ändern?" fragte Anna wehmüthig. „Mutter, sagen Sie es mir, ob ich noch auf irgend eine Weise unser häusliches Verhältniß anders und besser gestalten kann, und kein Opfer soll mir zu groß sein."

Die Hofräthin schüttelte das Haupt. „Ich weiß keinen Rath, als schweigen und dulden," sagte sie betrübt.

„Würde sein Haus ihm lieber sein, wenn Kinder ihn umspielten?" fragte Anna forschend. „Ich denke mir manchmal, daß es das ist, weßhalb ich ihm so wenig bin!"

„Nicht doch, liebe Tochter! Wenn er solche Aeußerungen fallen läßt, so gelten sie einzig" —

— — — — — — — — — — — — — —

Sie wurden hier unterbrochen und Anna wandte sich nun, zerstreut durch die letzten Worte ihrer Schwiegermutter, an die Reisegefährten derselben

und sagte ihnen ein Wort des Abschieds. Als der Wagen dahinrollte, weilte sie noch so lange unter der Thüre, bis er um eine Ecke bog; dann wandte sie sich zurück, und blickte in das Gesicht ihres Gatten, der hinter ihr stand und ihrem Auge gefolgt war.

„Du spekulirtest wahrscheinlich schon in Gedanken, wie viel Tage vergehen müssen, bis Dein Lenchen um jene Ecke kommt," sagte er mit leisem Spotte. „Eine Liebe, die Dich so ganz ausfüllt, hätte Dir wohl genügen können, ohne die Ehe zu versuchen."

„Du weißt, Willmuth, welche schöne Hoffnungen ich an eine Verbindung mit Dir knüpfte," sagte sie schmerzlich. „Du warst es, der mich verleitete zu glauben, ich könne an Deiner Hand erst recht dem Wohle meiner Mitmenschen leben. Und statt dessen ist mein Tagewerk das einer bloßen Haushälterin, und Niemand dankt mir mehr sein Glück."

„Pah! Eine Ehe bleibt immer eine Ehe," gab er zurück und ging hinein. „Das hättest Du Dir selbst sagen können. Der Frau fällt die Sorge für die materiellen Bedürfnisse anheim; der Mann

hat das geistige Element zu verwalten. So ergänzen sich Beide."

„Hättest Du mir das damals gesagt!" rief Anna peinlich erregt.

„Ja, hätte ich das damals gesagt!" wiederholte er bitter. „Aber — es lag leider nicht in meinem Interesse Dich abzuschrecken."

„Warum leider? Adolph! — Warum bemühtest Du Dich damals mich zu gewinnen, und legst jetzt so geringen Werth auf meinen Besitz? Laß mich einmal klar meine Lage übersehen! — Sei nur wahr mit mir und es soll Dich nie und nimmer gereuen!"

Er stand still und maß sie mit einem lauernden Seitenblicke.

„Es ist möglich!" sagte er, wie vor sich hin. „Von einer Natur wie die Deinige, läßt sich selbst das scheinbar Unmögliche erwarten. Es gilt den Versuch. Schlimmer wird es damit ja nicht."

„Was wird nicht schlimmer?" sagte Anna, die nur die letzten Worte deutlich gehört hatte.

„Nichts. Laß das jetzt. Ich will mir die Sache überlegen. Vielleicht komme ich heute Abend zum Thee zu Dir und lasse Dich Deine Lage

übersehen. Vielleicht, sage ich. — Rechne noch nicht zu gewiß darauf."

Anna legte die Hand auf seine Schulter und sah bittend zu ihm auf. „Es kann aus Gründen so nicht unter uns bleiben," sagte sie sanft, aber bestimmt. „Darum vertraue mir! — Gieb Dich offen und wahr, und was die Gattin dabei verletzen kann, das soll die Freundin überhören. Ich muß zu einem Verständniß mit Dir kommen."

Diese Worte machten sichtlich Eindruck auf ihn, eine Art Rührung wurde in seinen Zügen sichtbar, er drückte schnell einen Kuß auf ihre Stirne, und „Du bist zu gut!" flüsternd, verschwand er.

Herr Rosenberg hatte in Begleitung der Hofräthin und ihres Sohnes, des Herrn Referendar Willmuth, am Abend des dritten Tages das Ziel seiner Reise erreicht. Der junge Mann erbot sich die Sorge für das sämmtliche Gepäck zu übernehmen und rief eine Droschke herbei, die jene Beiden, deren Alter eine solche Reise beschwerlich machte,

in ihre Wohnung führe, wo sie erwartet wurden. Herr Rosenberg wollte hier auf eine Nacht ein gastliches Unterkommen annehmen, dann aber, für die Dauer seines Aufenthalts, eine eigene Wohnung beziehen. Man fuhr vor und eine Dienerin trat an den Wagen, um ihre Herrschaft zu empfangen. Herr Rosenberg wunderte sich schon, daß Lenchen nicht herbeigesprungen kam, äußerte jedoch seine Enttäuschung weiter nicht. Vielleicht war sie gerade in einem andern Theile der Wohnung beschäftigt. —

Sie traten ein. Aber von dem Mädchen immer noch keine Spur! „Wo ist Lenchen?“ fragte endlich die Hofräthin, der die suchenden Blicke des alten Herrn nicht länger entgehen konnten.

„Sie ist vorgestern zu ihrer Mutter gereist, die krank war,“ versetzte das Mädchen. „Es that ihr sehr leid, daß sie gerade jetzt fortgehen mußte, sie läßt Ihnen aber sagen, daß sie in zwei bis drei Tagen zurück zu sein hoffe.“

„Das thut mir leid,“ sagte Herr Rosenberg.

„Mir auch,“ versetzte die Hofräthin. „In

dessen, wenn ein Kind zu seiner kranken Mutter geht, so darf man dagegen nichts einwenden."

„Ganz gewiß nicht!" versetzte der alte Herr. „Und Lenchen war stets ein zu gutes Kind, um eine Pflicht der Art zu verabsäumen, selbst wo es ihr schwer werden möchte, wie in diesem Augenblicke, wo sie mich zu sehen hoffte."

„Ich denke, Sie erwarten ihre Rückkunft einst-weilen in unserm Hause, verehrter Herr Bruder. Sie fühlen sich hier doch minder einsam, als in einem Gasthof, und wie herzlich willkommen Sie uns sind, das wissen Sie ja."

Herr Mosenberg dankte für die freundliche Aufforderung und willigte ein, von derselben Ge-brauch zu machen. Bald darauf kehrte auch der Referendar zurück, der bei seinem Eintritt einen scheu fragenden Blick auf seine Mutter richtete, und dann, als diese ihm beruhigend zugenickt, sich zu Herrn Mosenberg setzte und diesen freundlich un-befangen unterhielt, bis die Stunde des Schlafen-gehens herannahte.

„Ich wollte, ich hätte Sie früher gekannt, oder vielmehr, meine Anna hätte Sie gekannt, mein junger Freund," sagte der alte Herr treu-

herzig, als er seinen Leuchter ergriff, und ihm zu einer guten Nacht die Hand bot. „Ich bilde mir ein, daß ich mich mit Ihnen, als Schwiegersohn, besser verständigt hätte. Wir haben mehr dasselbe Naturell, sind Beide von dieser Welt, und verschmähen nicht, was die Erde bietet.“

Der Referendar lächelte schelmisch. „Sie meinen doch nicht, daß mein Bruder ihren Freuden abgestorben ist, Herr Mosenberg? — Er muß in seiner Stellung nur den Schein bewahren, an dem uns Andern weniger liegt. Die frommen Herren, die viel beten, sind überall in der Welt mit Frauen reichlich gesegnet.“

„Das weiß Gott!“ lachte der Andere heiter. „Sie trösten sich schnell, wenn eine stirbt, und über ein Jahr ist die Stellvertreterin da. Ich habe es anders gemacht.“

„Ich bilde mir ein, auch nicht so schnell vergessen zu können, wenn ich aus Neigung heirathen dürfte,“ sagte der junge Mann plötzlich sehr ernst werdend.

„Und warum wollen Sie das nicht? Ein häuslicher Heerd hat nur dann seinen Werth, wenn man ihn mit der Gattin seiner Wahl theilt; das bedenken Sie ja, mein junger Freund.“

„Meine Einnahme ist für jetzt noch zu gering um überhaupt daran denken zu können,“ sagte er traurig und schritt voran der Thüre zu. Herr Rosenberg folgte.

Acht Tage vergingen und noch lief keine Nachricht von Lenchen ein. Herr Rosenberg wollte ihr nachreisen, in der Besorgniß, daß ihre Mutter vielleicht gestorben und ihre Pflicht sie nun noch bei dem Vater festhalte, die Hofräthin aber wandte ein, daß sie eben so gut schon auf der Rückreise begriffen sein könne, wenn er dort ankomme, und dann wäre die Reise vergeblich gemacht, sie rathe daher erstlich zu schreiben. Herr Rosenberg folgte ihrem Vorschlag, und ein Brief ging ab, der den Vater aufforderte, ihm sogleich Nachricht zu geben, wodurch seine Tochter so über Erwartung lange dort festgehalten sei. Schon am dritten Tage kam eine Antwort, die eins der jüngern Geschwister geschrieben, worin die Eltern ihr Erstaunen ausdrückten, daß Lenchen sich bei ihnen aufhalten solle, da sie dieselbe weder erwartet, noch zu kommen gebeten. Herr Rosenberg war wie aus den Wolken gefallen;

die Hofräthin schien nicht weniger erstaunt. Der Referendar war gar nicht zu Hause und kehrte auch vor dem späten Abend nicht heim. Die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen ging der alte Herr lange sinnend im Zimmer auf und ab, ohne eine Silbe zu äußern. Seine Stirne war düster gefaltet, sein Mund eng zusammengezogen; man sah daß ihn die Sache tief ernstlich beschäftigte.

„Frau Schwester!" nahm er endlich das Wort; „Sie werden mir erlauben, jeden nur möglichen Schritt zur Auffindung des Mädchens zu thun. — Bevor ich mich an die Behörden wende, will ich hier im Hause genaue Nachforschung halten. Darf ich schellen?"

„Wie Sie wollen!" sagte die Hofräthin empfindlich.

Er hatte den Klingelzug berührt und die Dienerin trat ein.

„Führen Sie mich in das Zimmer, wo Lenchen gewohnt hat," forderte er von dieser mit bestimmtem Tone.

„Sie ist verschlossen. Sie hat den Schlüssel."

„So rufen Sie einen Schlosser." befahl er.

Die Frau blickte auf die Hofräthin.

„Ich hoffe,“ sagte diese, „daß Sie dem Publikum nichts zu reden geben werden, Herr Bruder?“

„Wenn der Schlüssel zu einer Thüre fehlt, so ist es eine einfache Sache, daß man sie öffnen läßt,“ versetzte er kalt.

„Das versteht sich. So geh denn und rufe den Mann!“

Herr Rosenberg ging wieder schweigend auf und ab. — Die Hofräthin folgte seinen Schritten mit ängstlichen Blicken. Nicht lange währte es, und der Bescheid wurde gebracht, daß der Schlosser draußen warte.

„Führen Sie ihn hinauf, bleiben Sie selbst dabei; ich folge gleich!“ sagte Herr Rosenberg. „Ich habe mit Ihnen ohnehin nachher noch ein Wort zu reden.“

Die Dienerin verließ mit einem fragenden Blicke auf die Hofräthin das Zimmer, und gleich darauf schritt Herr Rosenberg ihr nach. Oben auf dem Flur angekommen, hatte der Schlosser seine Arbeit bereits verrichtet, und so wie dieser sich entfernt, trat der alte Herr in das kleine Zimmer. „Folgen Sie mir!“ heischte er der Die-

nerin zu und zog die Thüre hinter ihnen beiden zu.“ —

„Ich habe jetzt einige Fragen an Sie zu richten,“ fuhr er fort, „deren Beantwortung Sie einfach der Wahrheit gemäß einzurichten haben; denn es kann sein, daß Sie Ihre Aussage vor Gericht zu beschwören haben.“

Die Person wich entsetzt einen Schritt zurück.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten, wenn Sie die Wahrheit reden,“ sprach er weiter. „Niemand wird Ihnen dann Etwas anhaben. Aber zur Sache! Seit wie lange sind Sie im Dienste der Frau Hofräthin?“

„Ich bin eigentlich gar nicht in ihrem Dienste,“ lautete die Antwort. „Ich hatte die Aufwartung bei dem Herrn Referendar, eh' sie herzog, und kam auch dann noch täglich, um die gröbere Arbeit zu thun und im Hause zu helfen; das Uebrige besorgte Lenchen.“

„Seit wann wohnen Sie denn ganz im Hause, wie jetzt?“

„Seit das Mädchen abgereist ist.“

„Und wann ist sie abgereist?“

„Drei Tage vor Ihrer Ankunft.“

„Und welchen Grund gab sie dafür an?"

„Sie hatte einen Brief erhalten, und mußte gleich fort."

„Zu ihrer Mutter, sagte sie?"

„Sie sagte das nicht so bestimmt, sie gab es nur so schweigend zu, als ich sagte, sie gehe wohl dahin."

„War sie heiter oder traurig?"

„Traurig. Sie kam nicht aus dem Weinen."

„So! — Und wie war sie sonst gewöhnlich?'

„Sie war seit lange niedergeschlagen, und als sie zur Weihnacht mit dem Herrn Referendar zu seiner Mutter reiste, da weinte sie auch recht viel. Als sie wieder kam, da schien sie etwas heiterer und sah besser aus."

„So! Also sie verreiste mit dem Herrn Referendar? Hm!"

„Das wissen Sie doch wohl. Sie war ja bei Ihnen!"

„Ja, ja, ganz richtig. Und hier wohnte sie? — Und jene Thüre, wohin führt die?"

„In das Zimmer des Herrn Referendars."

„Und wer hat den Schlüssel?"

„Das weiß ich nicht. Sie war immer verschlossen.“

Herr Rosenberg sah sich nun im Zimmer um, suchte nach Lenchens Sachen und fand Alles ausgeräumt. Augenscheinlich hatte sie auf eine lange Abwesenheit gerechnet und nichts zurückgelassen.

„Es ist gut!“ rief er der Dienerin zu. „Ich weiß nun genug, und Sie können gehen.“

Sie entfernte sich, und Herr Rosenberg blieb allein zurück. Er setzte sich auf einen Stuhl, betrachtete sinnend das Zimmer und jeden Gegenstand und dachte sich Lenchen in dieser Umgebung: — Ihm war jetzt alles klar, er begriff vollkommen, was hier vorgegangen. Wie sollte es Anna fassen? — Wie sollte er ihr mittheilen, was ihrem Lenchen begegnet? — Er schien nach langem Sinnen zu einem Entschluß zu kommen, stand auf, ging in sein Zimmer und packte seinen Koffer; dann hatte er noch einen kleinen Geschäftsgang in die Stadt und kehrte erst bei völliger Dunkelheit heim. Die Hofräthin ließ ihm sagen, der Thee warte schon und er begab sich zu ihr.

„Haben Sie schon Schritte gethan wegen un-

seres Lenchens?" fragte sie mit scheinbarer Theilnahme, unter welcher sich eine leise Verlegenheit verbarg.

„Nein!" sagte er ernst. „Ich kehre morgen nach Bremen zurück, und werde meinen Schwiegersohn beauftragen, Licht in dieser Sache zu schaffen. Es ist seine Pflicht und nicht die meinige, hier einzuschreiten."

„So schnell wollen Sie uns verlassen?"

„Mit allem Dank für Ihre Gastfreundschaft, kann ich doch jetzt nicht länger weilen, und meine arme Anna bedarf meiner."

„Sie könnten aber doch mehr hier an Ort und Stelle thun, als mein Sohn dort in Bremen. Ueberdem ist das eine Angelegenheit, die ihn wenig interessiren wird. Und ich sehe auch wirklich nicht ein, weßhalb er so großen Theil an dem Mädchen nehmen sollte."

„Weil er Anna's Gatte ist. Mann und Frau haben gemeinsame Interessen; oder keine. Was Anna das Herz bricht, kann ihm nicht gleichgültig sein."

„Und wenn es ihm auch noch so leid thut, so glaube ich kaum, daß er hier helfen kann."

„Das wird sich finden. Ich werde ihm das Wie schon zeigen und mir seinen guten Willen unterthan zu machen wissen. Sein Sie deßhalb ganz ruhig.“

Der Referendar trat eben ein. Er sah sehr bleich aus und warf sich erschöpft in die Ecke des Sophas.

„Herr Mosenberg wird uns morgen verlassen,“ bemerkte seine Mutter.

„So bald schon?“ sagte er und fuhr sich, wie Jemand, dessen Gedanken weit weg sind, mit der Hand durch die Haare. Es kam zu keiner Unterhaltung mehr unter ihnen und man trennte sich früh. — Die Hofräthin suchte ihr Lager; aber den Schlaf fand sie noch lange nicht. Es war ihr als höre sie Geräusch im Hause, als gingen Thüren. Sie horchte lange, endlich stand sie auf, warf eine warme Bekleidung über und schlich die Treppe hinauf. Oben stand sie still. Sie vernahm jetzt deutlich Stimmen in dem Zimmer ihres Sohnes, und unterschied bald diejenige des Herrn Mosenberg. So war er bei ihm, und das noch so spät? — Sie wäre gerne näher gegangen und hätte zu horchen versucht; aber kein Versteck

bot sich hier, wo sie, im Fall die Thüre aufging, Schutz fand. So schlich sie denn endlich in ihr Zimmer zurück und brachte eine sorgenvolle Nacht zu. Was konnte Herr Mosenberg mit ihrem Sohne sprechen? —

Anna hatte indessen täglich eines Briefes von ihrem Großvater geharrt, der ihr die endliche Bestimmung seiner Rückkehr in Begleitung Lenchens brächte; aber obwohl schon mehrere Male Nachricht von ihm eingelaufen, so waren über diesen Punkt nur immer unbedeutende Andeutungen gemacht worden, die sie weiter zu keinem Schlusse kommen ließen. Der gute alte Herr hatte seiner Enkelin keine unnützen Sorgen bereiten wollen und daher die Abwesenheit des Mädchens gar nicht erwähnt. Er meinte, es würde dazu noch Zeit genug sein, sobald sie sich wieder eingefunden, und je ferner diese Aussicht rückte, je weniger fand er sich geneigt, seinen eigenen Besorgnissen Worte zu leihen.

Auf die versprochene Unterredung mit ihrem Gatten hatte Anna noch immer vergeblich gewartet. Er kam an jenem Abend nicht, und als sie ihn am folgenden Tage leise an sein Versprechen mahnte, da sagte er nur abwehrend: „Ich sehe ein, daß es nicht geht. Es war eine thörichte Hoffnung, die ich hegte.“ — Traurig nahm sie diesen Bescheid entgegen, der ihr wie eine Todesbotschaft glücklicherer Tage klang. — Einsam saß sie jetzt in ihrem Zimmer, und sah den ziehenden Wolken nach. Es hatte geregnet und der Himmel hing noch tief, während das erste Maigrün sichtbar aus den Zweigen hervorknospete. — Anna öffnete das Fenster. Die Luft war so mild und warm, daß es sie hinaus lockte. Aber allein wandern? — Mit einem traurigen Herzen ist man noch trauriger draußen im Freien, wenn jeder keimende Grashalm und jedes sprossende Blatt von Hoffnung und Freude redet. So einsam war sie noch nie gewesen! Trübe hing sie zum ersten Male dem Gedanken nach, daß es einst, wenn ihr Großvater dahingegangen, stets so für sie sein würde, und zum ersten Male beklagte sie ihr Geschick. „Ich habe es verdient!“ sagte sie. „Meine Eitelkeit

war bestochen. Er wußte mich bei meiner schwachen Seite zu fassen. Und nun ist es zu spät."

Jetzt wurde ihr gemeldet, daß ein Mann draußen sei, der einen Auftrag an sie habe, den er durchaus selbst ausrichten wollte. „Er gehört zu den Auswanderern, die mit dem nächsten Schiffe abgehen," fügte die Dienerin hinzu „und will gewiß betteln. Soll ich ihn abweisen?"

„Behüte!" sagte Anna. „Erst muß ich ihn sehen und hören, was er will, eh' ich ihm mein Mitleid versage."

Sie trat auf den Flur hinaus. „Was ist Ihr Anliegen?" fragte sie.

„Sind wir hier ganz allein?" gab der Angeredete mit leiser Stimme zurück. „Ich habe den Auftrag meine Bestellung an Frau Directorin Willmuth persönlich auszurichten; aber so, daß es Niemand hört."

„So kommen Sie hier herein." Der Mann folgte ihr und sie zog die Thüre hinter ihnen zu. „Nun sind wir allein," sagte sie. „Wer sendet Sie, — wenn Sie wirklich einen Auftrag haben?"

Der Mann sah sich scheu um, und als er sich überzeugt, daß wirklich Niemand sichtbar, trat er

einen Schritt näher und flüsterte ihr zu: „Ich soll Ihnen nur sagen, daß Ihr Lenchen mich sende, weiter nichts."

„Gütiger Himmel! Wo ist sie? Warum kommt sie nicht?" rief Anna freudig aus.

„Pst!" sagte der Mann und legte den Finger auf den Mund, „das ist ein Geheimniß. Lassen Sie ja kein Wörtchen laut werden. — Kommen Sie mit mir und ich bringe Sie zu ihr; — sie ist krank und traurig und darf nicht ausgehen." —

„Aber warum schreibt sie mir nicht? — Ich sende ihr ja gerne einen Wagen!" —

Man hörte draußen die Simme des Herrn Directors, der nach seiner Frau fragte. — „Man stört uns," sagte Anna beängstigt. „Gehen Sie! Ich folge Ihnen gleich!"

„Sie ist im „goldenen Horn." Ich stehe vor der Thüre dort, bis Sie kommen." — Eben trat der Director ein. „Also glückliche Reise!" sagte Anna schnell, „und guten Erfolg in der neuen Welt!"

„Ich danke!" gab der Mann zurück und entfernte sich eilig.

„Du scheinst viel Geld übrig zu haben für

Vagabonden," bemerkte Herr Willmuth spöttisch. Anna erwiederte darauf nichts und fragte, als habe sie es überhört: „Wünschst Du etwas?"

„Allerdings! sonst käme ich nicht zu dieser Stunde zu Dir. Der erste Lehrer ist am Nervenfieber erkrankt. Ich muß seine Stelle einstweilen vertreten, und Du hast seine Verpflegung zu übernehmen. Der Arzt ist eben bei ihm. Willst Du hingehen und Dich mit ihm berathen?"

Anna entfernte sich mit schwerem Herzen. So theilnehmend sie sonst bei jedem Leiden war, so konnte sie sich in diesem Augenblicke kaum zwingen das nothwendige Interesse an den Tag zu legen, um einem Gebote der Pflicht zu gehorchen, und mit eiliger Hast betrieb sie alle Anstalten, deren es bedurfte, um den Kranken wohl versorgt zu wissen. — Endlich war derselbe in einem abgelegenen Theile des Hauses gebettet und eine erfahrene Wärterin saß an seinem Lager. Anna athmete hoch auf. Jetzt mochte sie sich ohne Sorge entfernen. Indessen war aber die Zeit des Abendessens herangekommen. Sie wagte nicht, dabei zu fehlen, und wollte sie eingestehen, wohin sie zu gehen beabsichtigte, so schien es nur zu wahrscheinlich,

daß ihr Gatte es ihr nicht gestattete. Sie kannte ihn zu gut im Punkte des Widerspruchs gegen ihre liebsten Wünsche, um hier zu wagen. So schwieg sie denn, und erwartete mit zitternder Hast den Aufbruch der Tafel. Es schlug neun, als sie sich in ihrem Zimmer sah. Sie ließ einen Wagen rufen, unter dem Vorwande, daß eine kranke Freundin ihrer im Gasthofe harre, und fuhr davon. Sie fühlte ihre Brust erleichtert, als der Wagen vor dem „Goldenen Horn!" Halt machte. War Lenchen wirklich hier? Wie kam sie hierher? Warum dies Geheimniß? Sie hieß den Kutscher, ihrer zu harren und trat unter die Thüre. — Sie war so spät gekommen, daß sie vielleicht nicht mehr erwartet wurde, und wie sollte sie ihre Nachfrage dann einkleiden? — In der Stube wurde gelärmt und gezecht, wie das in einem Gasthofe letzter Sorte gebräuchlich, kein Wirth und kein Kellner kam, nach ihrem Begehren zu fragen. Sie ging den Flur entlang und suchte nach irgend einer dienstthuenden Person. Da entdeckte sie auf den Stufen der im Hintergrunde befindlichen Treppe einen Mann, dessen Kopf auf die Brust gesunken vor Ermüdung. Sie erkannte in diesem

augenblicklich ihren Boten wieder und rief ihn an. Aber es bedurfte mehr als das, um ihn zur Besinnung zu bringen. Endlich öffnete er das schlaftrunkene Auge und erkannte die Dame. „Gott sei Dank!" sagte er und rieb sich das Gesicht, um völlig munter zu werden. „Nun wird sie froh sein! Hat sie doch gejammert, daß es mir das Herz brach, als Sie immer nicht kamen."

„Ich konnte nicht früher, mein guter Mann. Ich war im Hause nöthig und mochte nicht sagen, wohin ich gehen wollte."

„Das haben Sie recht gemacht, ganz recht! Die junge Frau sagte mir ausdrücklich, daß Niemand bei Ihnen es erfahren dürfe."

„Wo ist sie?"

„Kommen Sie nur mit mir, ich zeige Ihnen den Weg. Sie liegt seit einer Stunde auf den Knieen und betet, daß Gott Erbarmen mit ihr haben möge!"

Anna's Thränen perlten schon. „Was ist ihr denn?" rief sie mit bewegter Stimme. „Was fehlt ihr denn?"

Sie standen eben im Hinterhofe an einer Thüre, der Mann öffnete und sie sahen in ein

kleines, von einem Talglichte spärlich erleuchtetes Gemach. Anna konnte erst in der Dunkelheit Niemand entdecken, bis der Mann sagte: „da ist sie!" und damit auf eine knieende Gestalt deutete, die jetzt, als sie eine Stimme hörte, umblickte, und, die Eintretenden gewahrend, mit einem Schrei des tiefsten Schmerzes die Hände vor das Gesicht schlug und auf die Erde hinsank. „Ich lasse Sie nun allein mit ihr," sagte der Mann und schloß die Thüre. Anna trat einen Schritt näher; aber überwältigt von ihrem Gefühle, brach auch sie in Thränen aus, sank auf den einzigen freien Stuhl und hauchte mit zitternder Stimme: — Lenchen! Was ist Dir? Komm doch zu mir, mein Kind!" Aber Lenchen antwortete nicht. Sie stöhnte nur aus tiefster Brust, wie Jemand, den das innere Weh athemlos macht. — Anna ließ sich, da sie keine Antwort erhielt, zu ihr auf die Erde herab, und neben sie knieend, suchte sie ihr die Hände von dem Gesichte zu entfernen, und sie sanft aufrichtend an ihre Brust zu ziehen; aber so wie sie ihr so liebkosend nahte, wurden ihre Schmerzenstöne nur lauter, und rangen sich endlich unter convulsivischem Schluchzen aus ihrer Brust hervor.

Ihr lautes Weinen hatte sich aber kaum hörbar gemacht, so mischte sich demselben schon eine andere Stimme bei, die aus der fernen Ecke kam, und den Klagetönen eines kleinen Kindes glich, das in seinem Schlummer unterbrochen ist. So wie dieselben laut wurden, sprang Lenchen wie wild empor, stürzte auf das Bett zu, und im nächsten Augenblicke hielt sie ihrer Pflegemutter, die sich gleichfalls aufgerichtet hatte, einen Säugling entgegen, mit den Worten: „Da sehen Sie die Ursache meines Schweigens! — Nun fluchen Sie mir und meinem Andenken, wenn Sie wollen und können!"

Aber kaum waren die Worte ihren Lippen entflohen, so brach sie auch zusammen und lag wimmernd auf den Knieen vor Anna, die auf den Stuhl gesunken war und das Kind in ihre Arme genommen hatte, um es zu beruhigen. So wie Lenchen das gewahr ward, schien eine Veränderung mit ihr vorzugehen. Sie betrachtete sie einen Augenblick stumm, dann schleppte sie sich zu ihr hin und küßte den Saum ihres Kleides, streichelte ihre Füße, drückte sie an ihre Brust und endlich begrub sie ihr Haupt, wie ein müdes Kind, das

Ruhe sucht, in Anna's Schooß. Diese machte eine Hand frei und streichelte sanft ihre Stirne. Lenchen wurde stiller und stiller unter dieser Berührung und auch das Kind schlief wieder ein. So saßen sie eine Weile ganz regungslos beisammen. Ueberrascht und bewegt, wie Anna war, konnte sie lange keine Worte finden, und Lenchen war zu glücklich in diesem stummen Beisammensein, um nicht gern den Moment hinauszuschieben, der sie zu schmerzlichen Geständnissen zwingen mochte. — Jetzt wurde leise an die Thüre gepocht, und das Gesicht des Boten von vorhin blickte durch die Oeffnung derselben. „Der Kutscher fragt, ob er warten soll," — sagte der Mann leise; „es geht schon auf die eilfte Stunde." Anna winkte ihm näher. „Schicken Sie ihn nur fort," bat sie. „Er mag morgen sein Geld bei mir abholen; er kennt mich ja. Und dann sagen Sie dem Wirthe, ich bitte um ein gutes Zimmer für mich und diese hier, für die Nacht! Wenn es bereitet ist, sind Sie wohl so gut, mich zu benachrichtigen."

Lenchen horchte hoch auf. Sie sollte also nicht verstoßen werden? Sie nahm das Kind, legte es wieder sanft auf das Bett und kniete abermals

vor Anna nieder, deren Hände sie wechselweis an ihre Lippen zog. „Wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe und wie Alles gekommen ist, Sie würden mich nicht zu streng richten!“ sagte sie endlich leise.

„Strenge richten werde ich Dich gewiß nicht, mein Kind!“ erwiederte Anna, und faßte Lenchens Kopf zwischen ihre beiden Hände.

„Bei mir kannst Du nur Vergebung finden, das weißt Du, das hättest Du wissen sollen und mir darum nie etwas verschweigen dürfen.“

„Das wollte ich auch nicht; aber ich konnte ja nicht anders.“

Jetzt trat der Wirth ein und meldete mit höflicher Verbeugung, daß das Gemach bereit sei. Schnell übersiedelte man nun in einen lichten Raum, Thee wurde bestellt, und Anna bemühte sich, ihrem Pflegekinde eine Erquickung zu bereiten, bevor dieselbe die noch weinenden Augen abermals röthe.

„Und nun sage mir, wie Du hierher kommst, und weshalb Du mich auf eine so geheimnißvolle Weise hast rufen lassen?“ fragte sie dann. „Erzähle mir aber alles hübsch ruhig.“

„Ich wollte nach Amerika auswandern, unter dem Schutze guter Leute,“ sagte das Mädchen, „und mein Kind sollte zurückbleiben und hier aufwachsen, bis ich zurückkomme und es mir hole. Ich war mit dieser Anordung ganz zufrieden. Auf diese Art erfuhren Sie nie, wie wenig Ehre ich Ihnen gemacht, und meine Eltern betrauerten mich nur als ein ungerathenes, aber nicht als ein ehrloses Kind. Ich ging auf das Dorf, wo meine kleine Anna in Pflege war, — Sie verzeihen mir, daß ich ihr Ihren Namen gab; — ich bildete mir ein, er müsse sie schützen und bewahren und vor allem Bösen behüten; — ich wollte das Kind noch einmal sehen. Als ich es nun aber herzte und küßte und mir dachte, wie ich dort drüben so ganz allein in der Welt sein würde, und weder Sie, noch sonst Jemand mich mehr liebte, da zog sich mein Herz zusammen und ich glaubte, daß ich es nicht aushalten würde. Die Kleine war mein, sie mußte mir anhängen, wenn mich auch die ganze Welt verließ, und mochte daraus werden was wollte, ich nahm sie mit. Als ich aber hier ankam und das Schiff sah, in dem wir überfahren sollten, da wurde mir bange für

ihr Leben. Ich sah das Kind an und dachte an das weite Meer, und womit ich es durchbringen sollte, wenn es krank würde. Da entfiel mir der Muth. Nein, sagte ich mir, lieber mag sie doch hier leben und gesund bleiben, als um meiner willen krank und elend sein, geh' es mir dann auch noch so schlecht; und da wußte ich freilich nirgends hin mit ihr, als zu Ihnen. Der Herr Director durfte es allerdings nicht wissen; aber, so gut wie Sie sind, brachten Sie die Kleine schon unter; selbst wenn Sie noch so böse auf mich wären, würden Sie es dem armen kleinen Wesen nicht entgelten lassen, und so schickte ich in großer Angst zu Ihnen; denn unser Schiff geht schon morgen ab."

„So schnell? — Ach wäre doch mein Großvater zurück!"

„Wie es mir das Herz brach, als Sie schrieben, er solle mich mitbringen! Das kann ich Ihnen nicht sagen! Aber es war ja viel zu spät dazu."

„Hättest Du mich doch nie verlassen, Lenchen!"

„Es war nicht das, theure Frau Directorin! — Ich sehe jetzt, da es zu spät ist, wohl ein, worin mein Fehler bestand. — Die Frau Hofräthin war, seit Sie fortzogen, nicht mehr dieselbe;

sie klagte stets, im Alter darben zu müssen, und scheute jede nothwendige Ausgabe. Ich sehnte mich alle Tage fort; aber ich durfte es Ihnen nicht sagen, um des Herrn Directors willen. Da kam dessen jüngerer Bruder zum Besuche und wurde krank bei uns. Ich verpflegte ihn, saß ganze Nächte bei ihm und er war mir so dankbar, daß es meinem Herzen gut that. Er nannte mich Schwester Lenchen und ging wie ein Bruder mit mir um. Das durfte ich Ihnen auch nicht schreiben, weil er mich darum bat, des Herrn Directors halber; denn er sagte, Mann und Frau hätten keine Geheimnisse vor einander, und er würde es seiner Mutter schreiben, und diese dann zwischen uns treten. Ach! ich liebte ihn ja so sehr, daß ich nur zu gerne nach seinem Willen handelte. Er war nun hergestellt und sollte wieder abreisen. Wir waren trostlos über die Trennung! Ich wußte kaum, wie ich noch ohne ihn leben konnte und hing weinend an seinem Halse. „Lenchen!" sagte er, „ich kann Dir keine Zukunft bieten. Ich hänge noch von meiner Mutter ab, und diese würde nichts für Dich thun. Ist Deine Liebe ohne Eigennutz, so beweise es jetzt." Ich wollte einen sol-

chen Argwohn nicht auf mir haften lassen, und kannte ja die Folgen nicht. — Die Hofräthin zog ihrem Sohne in kurzer Zeit nach, aus Oekonomie, wie sie sagte; denn ihre Angst vor Mangel überstieg jetzt Alles. — Ich war sehr unwohl bei unserer Ankunft und die Frau Hofräthin wollte schon einen Arzt rufen lassen; aber ihr Sohn verhinderte sie daran, weßhalb, begriff ich damals nicht. Sie behandelte mich jetzt sehr rücksichtsvoll, ließ mich aber in völliger Unwissenheit über meinen Zustand, bis ein Verbergen desselben nicht mehr möglich war. — Dann rief sie mich allein und entdeckte mir, welche Folgen mein vertraulicher Umgang mit ihrem Sohne gehabt. Ich war in Verzweiflung und wollte den Hungertod sterben; aber er kam, und seine Bitten änderten schnell meinen Sinn. — Er bat um das Leben seines Kindes, wie konnte ich da widerstehen? Meine Kleidung wurde so sorgfältig eingerichtet, daß Niemand Verdacht hegen konnte, und die Arbeit, die ich verichtete, war nicht schwer. So lebten wir friedlich fort, bis Ihre Einladung kam. Da blieb nichts übrig, die Frau Hofräthin mußte reisen und dort bleiben. Der Herr Director war im Vertrauen und leitete Alles.

— Als dann meine Zeit um war, da verreiste ich mit dem Herrn Referendar, wir blieben unter fremdem Namen in einem Dorfe und kehrten erst zurück, als ich mich ganz hergestellt fühlte. Mit welcher Liebe und Sorge verpflegte er mich, Sie glauben das nicht! — Es that ihm nur so weh, seinem Kinde keinen Namen geben zu können; aber seine Mutter wollte davon durchaus nichts hören. Sie sagte, alle Männer hätten solche kleine Liebeshändel; doch nur ebenbürtige Mädchen wählten sie zur Gattin. — Ach! ich hatte auch gar den Hochmuth nicht, danach zu streben; nur des Kindes halber hätte ich gewünscht, einen ehrlichen Namen zu haben. Er konnte es aber nicht ändern, das wußte ich wohl. — Wir hätten nun wieder so fortgelebt, wäre nicht Ihre Einladung gekommen, nebst Herrn Mosenbergs Vorschlag. — Ich konnte weder Ihnen noch ihm unter die Augen treten, das war gewiß, und auf diesem Fuße länger im Hause der Hofräthin bleiben, hatte auch seine Gefahr. — Indessen hätten wir schwerlich den Entschluß zur Trennung gefaßt, wenn der Herr Director nicht darauf gedrungen. Das Uebrige wissen Sie."

„Armes Lenchen!" sagte Anna. „Also meine gutgemeinte Einladung trieb Dich in die weite Welt hinaus? Wie wenig hatte mir das geahnt! — Ich sah meinen Schwager kaum, als er hier war, und konnte nicht dahin gelangen, eine einzige Frage in Bezug auf Dich an ihn zu richten."

„Ich weiß das!" sagte Lenchen. „Man hatte große Sorge, daß er Ihnen etwas verrathen würde, sobald ihm Ihr Antheil an mir bekannt. Er hat immer das Herz auf der Zunge und hätte Ihnen gerne Alles gesagt, wenn er gedurft."

Anna hatte noch unendlich viel zu fragen und Lenchen zu erzählen, bis Beide befriedigt waren, und der Morgen graute bereits, als die erste kleine Pause eintrat. Das Kind erwachte eben. Die junge Mutter holte es herbei und zeigte es mit stolzer Liebe. „Es sieht ihm ähnlich," sagte sie und drückte es mit Zärtlichkeit an ihre Brust; dann reichte sie es Anna hin und blieb mit verschränkten Armen vor ihr stehen. „Wenn ich hierher zurückdenke, so sehe ich sie in Ihren Armen wie jetzt. Ich weiß dann, daß sie eine bessere Mutter hat, als ich ihr sein könnte, und das wird mich trösten." Dabei perlten ihre Thränen. —

Anna sah sie bewegt an. Diese junge Mutter mit dem Herzen voll Liebe für ihr Kind und dessen Vater hatte etwas unendlich Rührendes für sie, und sie sah nicht ein, wie man so reine Empfindungen mit einem Tadel belasten konnte. Was sie zu schmälern wünschte, das war die conventionelle Welt, auf die sich hier allein ein Stein werfen ließ. Sie blieb lange in tiefes Sinnen verloren. Es war ihr entsetzlich, zu denken, daß dies junge Wesen in eine fremde Welt hinausgetrieben werden und Alles zurücklassen sollte, was ihrem Herzen theuer war; und doch sah sie nicht ein, wie sie hier ändern konnte. — Ihr in ihrem Hause ein Obdach anbieten, durfte sie ja nicht; und glücklich mußte sie sich schon schätzen, wenn ihr Gatte ihr vergönnte, das Kind bei sich aufzunehmen. Lenchen stand indessen immer noch vor ihr. Sie schien sich nicht sättigen zu können an dem Anblick ihres Kindes in den Armen ihrer Pflegemutter und betrachtete Beide mit glänzenden Augen. „Laß' uns jetzt ein Stündchen ruhen, mein Kind," sagte Anna endlich. „Wir sind sonst zu erschöpft für die Anstrengungen dieses Tages." Damit schloß sie die Augen, ob aber der Schlaf sie fand, blieb zweifelhaft.

Als es sieben schlug, stand sie auf und ließ einen Wagen fordern, um nach Hause zu fahren. „Sie verlassen mich?“ sagte Lenchen ängstlich. „Wenn ich nun an Bord gehen müßte, bevor Sie mein Kind in Empfang genommen?“

„Sei ruhig, Kind! — Ich selbst begleite Dich auf das Schiff, darauf kannst Du Dich verlassen. Ich will nur jetzt erst zum Frühstück zu Hause sein, um Willmuth zu sprechen, und ihm zu sagen, daß Dein Kind unter meiner Obhut bleibt. Eine verheirathete Frau hat keinen eigenen Willen mehr, Lenchen, und muß erst anfragen, wenn sie einen Wunsch hat.“

„Und wenn der Herr Director Nein sagt?“ fragte diese immer noch besorgt.

„So sagt die Frau Directorin dennoch Ja, mein Kind. — Er kann mir verbieten, die Kleine in seinem Hause aufzunehmen; aber er kann mich nicht verhindern, ein Werk der Nächstenliebe zu üben, und ich werde für meinen neuen Pflegling zu sorgen wissen.“ Damit stieg sie die Treppe hinunter. Unten stand der Wirth, sie begrüßend. „Ich komme in spätestens zwei Stunden wieder,“ sagte sie. „Senden Sie meiner Pflegetochter in-

dessen Frühstück hinauf. Ich berichtige alles." Damit stieg sie ein. —

Nicht ohne einiges Zagen sah sie sich vor ihrer Wohnung angelangt. Sie sollte ihre Abwesenheit nun verantworten und fürchtete den leisen Spott, mit dem ihr Gatte ihr entgegentreten würde. Doch faßte sie Muth; denn das Rechte zu thun, durfte sie sich aus kleinlicher Furcht nicht scheuen. Im Speisesaale war schon Alles versammelt und das Morgengebet gehalten. Sie trat mit Hut und Mantel ein. Verstecken wollte sie nicht spielen. So wie sie war servirte sie auch den Kaffee. „Seit wann fährst Du denn des Nachts spazieren?" fragte Herr Willmuth sie spöttisch. — „Ich werde Dir nachher unter vier Augen Rechenschaft darüber geben," sagte sie ernst. „Thu' mir den Gefallen und folge mir auf zehn Minuten in mein Zimmer, ich habe Dir etwas mitzutheilen, das keine Zeugen leidet."

Der Director konnte nicht umhin dieser laut an ihn ergangenen Aufforderung zu genügen. Als er bei Anna eintrat, bot sie ihm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

„Willmuth," begann sie mit großem Ernst,

„Du hast mir nie das Vertrauen bewiesen, das ich verdiene."

Er sprang auf und schob seinen Stuhl zurück. „Wenn Du weiter nichts wolltest, so hätte sich das auch allenfalls zu einer mir gelegneren Stunde vorbringen lassen."

„Setze Dich nur wieder!" sagte sie ruhig. „Du mußt mich heute anhören, es bleibt Dir keine Wahl. — Ich komme von Lenchen, bei ihr war ich diese Nacht. Ich weiß, welchen Theil Du an des Mädchens Schicksal hast; denn ein Wort der Warnung, und ich hätte sie von dort entfernt. Aber Du wolltest es nicht sprechen."

„Warum auch?" sagte er kalt. „Sie theilt das Schicksal von Tausenden ihrer Standesgenossinnen, was mehr?"

„Und das sagst Du? — Das Vorbild aller Sittlichkeit, das Muster eines christlichen Wandels?"

„Das bin ich für die, welchen ich vorleuchten muß; — im Uebrigen aber kann ich ja die Welt nicht ändern. Was täglich geschieht, kann mich im einzelnen Falle unmöglich überraschen."

„Du konntest diesen einzelnen Fall aber verhindern und trägst darum die Verantwortlichkeit.

Du bist verbunden, hier wieder gut zu machen, wenn Du irgend ein Gewissen hast."

„Ich? Rede mir keinen Unsinn vor. Was geht es mich an? Das Mädchen hat ein Kind, mein Bruder sorgt für dasselbe, somit ist sie noch besser daran, als so viele Andere, die ein solches Geschöpf kärglich von ihrem eigenen Lohn ernähren müssen."

„Und des Mädchens Ehre, ihr guter Name, das rechnest Du gar nicht?"

„Pah! Sie ist jung und hübsch und findet jenseits des Meeres sicher bald einen Mann."

„Du bist also entschlossen, Mutter und Kind Deinen Beistand nicht zu leihen?" fragte sie bedeutsam.

„Das kann keine Frage sein. Wie sollte ich dazu kommen!"

Sie sah einige Minuten sinnend vor sich hin. „Willmuth," sagte sie dann, „ich habe jetzt alle Achtung vor Dir verloren und kann Dir als Gattin nicht mehr gehorchen. Dulde, daß ich ganz still Dein Haus verlasse! Bei Dir bleiben kann ich nun nicht länger, das Maaß ist voll."

„Das muß Dein Scherz sein," sagte er weg=

werfend. „Du kennst die Verpflichtungen, die Du übernommen, und weißt, daß nichts diese Bande lösen kann."

„Ich will auch von keiner Scheidung reden; nur bei Dir leben kann ich nicht länger, mein Kind darf nie gewahr werden, daß ich seinen Vater nicht zu schätzen vermag."

„Dein Kind?" fragte er, hoch aufhorchend.

„Mein Kind!" versetzte sie mit Würde. „Die Pflicht, seiner Jugend nur reine Beispiele menschlicher Güte und menschlicher Bestrebungen vorzuhalten, ist mir eine heilige. Beträfe es nur mich, so würde ich nach wie vor geduldet haben, was meine Kurzsichtigkeit und Gottes Wille mir auferlegt. — So aber bin ich nicht Herrin meiner selbst, ein höheres Gebot ist mein Führer. — Trifft Dich Krankheit oder Unglück, so bin ich bei Dir, sobald Du es forderst; ich verlasse Dich nicht, wo Du meiner bedarfst; Deinen Haushalt kann Dir aber jede Andere auch führen, zu diesem bin ich nicht unentbehrlich. — Sage also, daß Du mit meinem Entschlusse zufrieden bist."

„Hätte Dein Großvater sein Testament nicht so albern eingerichtet, so könnte ich Deinem Wunsche

vielleicht nachgeben; so aber gewinne ich nur durch unsere Kinder von seinem Vermögen."

Anna sah ihn mit unbeschreiblicher Trauer an. „Wenn das allein Dir ein Hinderniß ist," sagte sie sanft, „so werde ich ihn zu bestimmen suchen, sein Vermächtniß so einzurichten, daß Du nicht durch meine Entfernung verkürzt wirst."

„Dahin wirst Du mich nicht bewegen, mein Kind," sprach eine Stimme hinter ihnen, und sie gewahrten den alten Rosenberg, der unbemerkt eingetreten war und Anna jetzt flüchtig die Hand zur Begrüßung bot. „Wenn der Herr Director Willmuth nicht jede Bedingung eingeht, die Du ihm zu stellen für gut findest, so soll es meine Sache sein, einen Grund zu Deiner Scheidung zur Oeffentlichkeit zu bringen, die die Sache ohne Weiteres beendet. Ich werde das Vergnügen haben, mit Ihnen diese Angelegenheit unter vier Augen zu ordnen, Herr Sohn. Jetzt aber wünsche ich, daß Du mich sogleich begleitest, Anna. Mein Wagen hält vor der Thüre. Vielleicht kommen Sie auch mit, Herr Director; es gilt ein Familienfest."

Er zog Anna rasch mit sich fort. Sie lehnte

während der Fahrt ihr Haupt erschöpft an ihn und that keine Frage. Beim Aussteigen sah sie mit Verwunderung, daß sie sich im „Goldenen Horn" befand. — Der alte Herr führte sie schweigend die Treppe hinauf, und als er die Thüre eines Zimmers aufriß, rief er: „Da sind sie alle, Anna! — Da hast Du sie, mein Kind!" Und sich vergnügt die Hände reibend, ging er auf und ab, während seine Enkelin verwundert gewahrte, daß der Referendar neben Lenchen saß und sein schlummerndes Kind betrachtete. — Erröthend erhob er sich und begrüßte die Eintretende, während Lenchen rasch in ihre Arme eilte. —

„Er ist gekommen mit mir zu gehen," flüsterte sie und brach in Thränen aus. —

„Können Sie mir verzeihen?" sprach der junge Mann, sich demüthig auf Anna's Hand neigend.

„Wenn Sie wieder gut machen, gewiß!" sagte diese mit hellstrahlenden Augen.

„Das thue ich gerne," versetzte er, Lenchen an sein Herz drückend. „So wie Ihr lieber Großvater mir die Mittel bot, mir in einer andern

Welt eine Existenz zu gründen, war ich der glücklichste Mensch von der Welt!"

„Ja, Anna, das war er, und dadurch bewies er sein gutes Herz und seine rechtliche Gesinnung. Nun aber laßt uns in die Kirche fahren und ein Paar aus Euch machen, Kinder, und dann halten wir hier den Hochzeitsschmaus. Anna? Bist Du zufrieden mit Deinem alten Großvater?"

Sie hing an seinem Halse. „Was wäre ich ohne Sie, was werde ich einst ohne Sie sein?" rief sie bewegt.

„Mutter Deines Kindes!" sagte er ihr in's Ohr und gab ihr einen herzhaften Kuß. —

Rose Horrack.

Ein britisches Idyll.

Das grüne Albion prangt im ersten Maigrün. Seine Hügel, seine Thäler, seine Ebenen gleichen duftigen Matten; eine vielversprechende Saat ist emporgekeimt und der rothe Schlehdorn blüht in reicher Fülle. Die geschäftige Menschenhand erwies sich überall thätig, und wohin das Auge blickte, sah es den Lohn der Betriebsamkeit, der aus dem reichen Schooße der Natur, ein ewig frischer Born hervorquillt.

In einer mittleren Grafschaft, die Kornkammer England's genannt, die fruchtbare, aber weniger malerische Gegenden bietet, sehen wir die rothen Ziegeldächer eines Dörfchens auftauchen, die das frische Grün hoher Bäume duftig

überragen. Wohlbestellte Felder schließen sich an den Flecken, der so traulich freundlich liegt, als sei er gewohnt, dem ermüdeten Wanderer sein Willkommen entgegen zu rufen und ihm den Ehrenplatz am gastlichen Heerde zu bieten. Die große Landstraße geht nur bis an die Grenzen dieses Gebiets, und von dort führt ein Seitenweg in das Dorf hinein, das nur eine einzige Hauptstraße hat. In diese biegen wir ein. Tiefe Stille herrscht rings um, die Häuser sind verschlossen, vor den Thüren ist sauber gekehrt, die geputzten Fenster umrankt das dunkle Immergrün, und die erste knospende Rose lehnt sich an die kleinen Glasscheiben. Auf dem Kirchhofe, in der Mitte des Dorfes, dicht an der Straße, stehen Gruppen von Männern in reinlicher Sonntagstracht; sie plaudern halb leise mit einander, ihr Benehmen ist ruhig und anständig. Die Kirchthüre steht schon weit offen, die kleine Glocke wird gezogen und ladet mit schrillendem Tone die Gläubigen in das Haus des Herrn.

Seitwärts, auch in der Straße des Dorfes, aber durch einen großen Hofraum davon getrennt, liegt das kleine Pachterhaus, das bis auf die

Spitze des Daches so dicht mit Immergrün überwachsen ist, daß es einer Blätterlaube gleicht, aus der die kleinen spiegelhellen Fenster wie klare Menschenaugen hervorschauen. Vor der Thüre des Hauses ist ein Teich, auf dem muntere Enten tauchen, und daneben breitet ein riesengroßer Kastanienbaum seine weiten Zweige aus, die mit den ersten lichtgrünen Blättchen geschmückt sind.

Ein starker Mann, mit einer Frau am Arm tritt jetzt aus der Thüre des Hauses; ihnen folgt eine Magd, die ein Kind trägt, das in einem Kissen ruht. Sie schreiten der Kirche zu. Am Taufbecken finden wir sie wieder. Hier gesellt sich die Herrin des Edelhofes zu ihnen, ein altes Fräulein voll Wohlwollen und Gottesfurcht, die als Taufzeugin hier aufzutreten berufen ist, und der kleinen Weltbügerin, der sie ihren Namen Rose verleiht, gewissenhaft zu leisten gedenkt, was sie ihr hier, im Hause des Herrn, gelobt. Nach der Feierlichkeit stimmt die Orgel ihre vollen Töne an, und mit einem segnenden Kusse der Eltern entlassen, kehrt die kleine Rose Horrack in die laubbewachsene Wohnung zurück, wo ihre Kindheit ihr wie in der Abgeschlossenheit eines Edens

vorüberfließen soll. Pachter Horrack aber und sein Weib sprechen noch manch andächtiges Gebet des Dankes für das Geschenk dieses Töchterleins, das ihnen der Herr noch so unerwartet bescheert, und kehren dann heim, um am Tage des Herrn so recht am heimathlichen Heerde zu ruhen.

Rose Horrack wuchs heran; ein zartes Wesen, das nun unter dem Auge der Liebe Gedeihen fand. Beide Eltern widmeten ihr die zärtlichste Sorge, und nicht leicht entfuhr ihr gegenüber ein rauhes Wort dem Pachter, der sonst wohl eine derbe Sprache zu führen gewohnt war. Gespielinnen hatte sie nicht, noch bedurfte sie derselben. Sie hatte den Garten und hatte die Blumen des Feldes und ganze Scharen kleiner gefiederter Gäste, die sie schon früh aus ihrem Schooße füttern lernte. Still wuchs sie empor, war karg von Worten und leicht verletzt. Schlug sie die großen blauen Augen auf, die schwarze Wimpern beschatteten, so las man in diesen Spiegeln ihre Seele, so wie sie auf dem Gesichte des Andern las, was sein innerstes Begehren war, und jedem Wunsche zuvorzukommen wußte. Rose Horrack gehörte zu den Wesen, mit denen man sich auch ohne das Mittel

der Sprache verständigen kann, bei denen das Wort eine fast überflüssige Aushülfe ist.

Selten überschritt sie die Grenzen des Pachthofes, der ihre Welt ausmachte. Fast nur eine Einladung ihrer Pathe im Manorhause konnte Veranlassung dazu geben, und dieser mußte dann freilich schon aus religiösen Gründen Folge geleistet werden. Rose wußte welche Verpflichtungen das gute Fräulein übernommen, es war ihr früh eingeprägt worden, und die alte Dame ermangelte nicht, ihr bei jedem Besuch ihre Verantwortlichkeit aufs Neue in's Gedächtniß zu rufen. Uebrigens genoß die Kleine dort völlige Freiheit und konnte sich belustigen wie sie wollte. Das Manorhaus war für eine herrschaftliche Wohnung nicht groß, es übertraf den Pachthof nur um ein Geringes. Die Wohnzimmer waren niedrig und lagen zur ebenen Erde, während der obere Stock nur Schlafkammern enthielt. Die Möbeln waren altmodisch, wie sie bei den Großeltern in Brauch gewesen. Die Besitzerin aber liebte die Einrichtung wie sie war; sie hatte das Haus so gekannt seit ihrer frühesten Kindheit, hatte beim Tode ihrer Eltern so darin fortgelebt, und wollte nun auch bei ihrem

Absterben alles unverändert sehen. Oft saß sie in ihrem Armstuhle vor dem Gartenzimmer, die kleine Rose auf einer Fußbank zu ihren Füßen, und erzählte dieser von der guten alten Zeit, wo sie als kleines Kind auf diesem Anger umhergehüpft. Die kleine Rose seufzte dann oft tief. Eine Ahnung zuckte durch des Kindes Seele, daß auch sie einst vor der Thüre des Pachterhauses so einsam sitzen könnte, wo keine liebende Stimme von Vater und Mutter mehr an ihr Ohr dränge.

Im Manorhause ging ein Tag genau wie der andere hin; nichts unterbrach das einförmige Tagewerk, das so genau geregelt war, als sei die Zeit hier vom größten Werth. Besuche in der Nachbarschaft wurden selten abgestattet, und noch seltener empfangen. Es fehlte stets an der Muße dazu. Die einzige Unterbrechung dieses eintönigen Lebens war der Besuch eines Neffen, der eine Waise war und hier seine Ferien zubrachte. Die kleine Rose kam nicht gerne, wenn der junge Mann erschien, sie scheute das fremde Gesicht. Auch neckte er sie oft, und Rose war ein Kind, das keine Neckereien kannte und auch keinen Geschmack daran fand. Die großen blauen Augen

füllten sich dann gleich mit Thränen, und der bittende Blick, den sie zu ihrem Quäler aufsandte, vermochte diesen schnell von seinem Beginnen abzustehen.

Die Besuche Henry Boy's bei dem alten Fräulein wiederholten sich indessen von Jahr zu Jahr so regelmäßig, daß es auch Rosen eine Art Gewohnheit wurde von Zeit zu Zeit den fremden Gast zu sehen, und sie sich endlich nicht mehr vor ihm versteckte, und auf einem kleinen Stuhl neben ihrer Pathe sitzend aufmerksam zuhörte, wie er dieser so seltsame Geschichten aus seinem Leben und Treiben in Eaton erzählte, daß sie die Mährchen der Tausend und einen Nacht zu hören meinte.

Rose hatte jetzt ihr zwölftes Jahr zurückgelegt; Lesen und Schreiben und was der Schulmeister sonst wußte, war ihr von diesem beigebracht worden, und Pachter Horrack überlegte mit seinem Weibe, was sie für die weitere Erziehung der einzigen Tochter thun könnten. Mutter und Vater hatten freilich nie höhere Kenntnisse besessen, als die, welche Rose hier auf dem Dorfe sich erworben; das genügte aber in jetziger Zeit nicht mehr. Rose war zu zart gebaut für eine Pächterin.

Die Eltern hatten ein schönes Vermögen erworben, das sie einst der Tochter hinterließen, so sollte sie auch dem entsprechend erzogen werden.

Nach langer Ueberlegung wurde beschlossen, sie zu einem Prediger zu bringen, der auf einem nicht fernen Dorfe wohnte, wo sie mit dessen Töchtern erzogen werden konnte. Der Pachter und seine Frau trennten sich sehr ungern von dem Kinde. Nach des Tages Mühen, wenn der alte Horrack vom Felde heim kam, in seinem großen Armstuhl Platz nahm, und sein Nachtmahl begehrte, dann kam Rose leise herbei, brachte dem Vater seine bequemen Schuhe, strich ihm mit ihrer kleinen Hand die Haare aus der Stirne, legte ihre weiche weiße Wange an seine hart gebräunte, und flüsterte zärtliche Namen in sein Ohr. Wie sollte er das Alles entbehren! Eine Thräne stahl sich bei diesem Gedanken unter des starken Mannes Augenwimpern hervor, er zerdrückte sie und sagte mit scheinbar fester Stimme: „Gut, Frau! so fahre hinüber und mache alles mit dem Herrn Pastor richtig; aber nur so, daß dem Kinde nichts abgeht.“

So sagte denn Rose dem laubumsponnenen Hause Lebewohl, in dem ihr zwölf friedliche Jahre dahingeflossen; der Vater zog sich die Mütze über die Augen und wanderte still auf dem Felde umher, wo er den Wagen noch sehen konnte, in welchem die Mutter das Töchterchen begleitete. Alle die Lieblingsthiere vermißten die kleine Herrin, und das Dachstübchen, das sie bewohnt, war jetzt verschlossen, und die schneeweißen Vorhänge bei Seite gelegt, damit sie bei der Rückkehr der Besitzerin in neuer Weiße prangten.

Das alte Fräulein im Manorhause aber hatte nach langen Jahren zum ersten Male ihre Hausordnung unterbrochen, und war am Montag Morgen in ihren Stall gegangen, um nachzusehen, wie es mit Wagen und Pferd und Geschirr stehe; denn alles mußte jetzt in Stand gesetzt werden, damit sie allwöchentlich einmal zu ihrer kleinen Rose hinüberfahren konnte. — John, der Kutscher, gähnte und machte ein langes Gesicht. Ob der alte Gaul zu solcher Reise noch fähig sei, schien ihm eine große Frage. Diesmal aber half keine Einrede, und eine kleine Probefahrt um das Dorf herum

sollte heute noch angestellt werden, um den müßigen Gaul wieder den Gebrauch seiner Beine zu lehren. —

Wieder ist es Sonntag und wieder klingt das Glöcklein hell und ladet ein zum Tische des Herrn. Das Dorf hat heute ein ungewöhnlich feierliches Ansehen, die Kirchgänger sind besonders geputzt, und bunte Kränze zieren die Pforte des Eingangs. Das alte Fräulein aus dem Manorhause schreitet eben durch dieselbe, in schwerem Brocat gekleidet; — an ihrem Arm führt sie der Neffe, der eben die Universität verlassen hat und zum Manne gereift ist. In der Kirche, wo die Asche ihrer Vorfahren ruht, auf dem Sitze, wo alle ihre Voreltern gebetet, nimmt sie Platz, setzt bedächtig ihre Brille auf, und sucht das Gebet für den heutigen Tag.

Indessen thut sich auch die Thür des Pachthofes auf, und neue Besucher schreiten der Kirche zu. Der Pachter im schwarzen Festkleide führt wieder sein Weib; aber neben ihnen erscheint ein junges Mädchen, hoch und schlank von Wuchs, in weißem Gewande. — Der Pachter hatte seinen Hut heute weit aus den Augen gerückt, damit jeder das hell-

leuchtende Auge des glücklichen Mannes sähe. Das kleine Fenster im Dachstübchen ist geöffnet, ein Blumenstock steht in demselben und blendende Vorhänge ziehen sich darüber.

Denn Rose Horrack ist heimgekehrt ins Vaterhaus. Ihr erster Ausgang ist heute zum Tische des Herrn; dort soll das Dorf sie zum ersten Male wiedersehen, und sie die Heimath begrüßen. Die Orgel tönt schon, als sie durch die Thür des Gotteshauses treten, der Geistliche im weißen Chorhemde steht schon oben und spricht den Anfang des ersten Gebetes. Der Pachter eilt seinen Sitz einzunehmen, und der Gottesdienst nimmt seinen Fortgang und nach Beendigung desselben winkt das heilige Mahl. Jetzt tritt die Gemeinde um den Tisch und auch Rose ist dabei und empfängt mit tiefer Rührung das geweihte Brot. Das alte Fräulein hat das Auge nicht von ihr abgewendet und tausend Dankgebete gestammelt, daß dieser Seele, deren Heil ihr aufgebunden worden, noch keine Gefahr nahe getreten. Sie eilt jetzt zu ihr hin und schließt sie an ihr Herz, dies Kind, das ihr vor Allen theuer ist; dann wendet sie sich um und zeigt sie mit stolzer Freude ihrem Neffen, der hinter sie ge-

treten. Rose erröthet tief, als sie den jungen Mann erblickt, der mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung vor ihr stehen bleibt. „Was ist Dir, Henry?“ fragt die Tante verwundert, er aber verneigt sich nur stumm und findet keine Worte der Begrüßung. So schön, so jungfräulich zart, so lieblich hatte er nie ein Mädchen gesehen! Wie eine Hebe schritt sie jetzt dahin, wie eine Königin. Und das war die kleine Rose Horrack? — Sie hätte einen Thron zieren sollen.

Das alte Fräulein sprach den langen lieben Tag nur von ihrer Rose und spiegelte sich mit mütterlichem Wohlgefallen in der Schönheit und Anmuth ihres Wesens. Henry hörte ihr geduldig zu. Es war ein Thema, das ihn nicht zu ermüden schien. Wie sonst sollte Rose jetzt wieder an bestimmten Tagen zu ihrer Pathe kommen, und als sie ihren ersten Besuch abstattete, schien der Neffe nicht minder verlangend die holde Erscheinung des Weges kommen zu sehen, als die Tante. Rose legte Hut und Tuch im Vorgemache ab, als fühle sie sich noch immer hier zu Hause, und trat dann in das Zimmer des alten Fräuleins, wo diese in ihrem Armstuhl saß. Sie setzte sich neben

dieselbe, nahm ihre Arbeit aus ihrem Kästchen und nähte fleißig. Henry saß unsern und konnte ihr so ungestört zusehen. Nicht allein schön, auch elegant und vornehm sah sie aus, und doch konnte die Kleidung hier nicht Schuld sein, das einfache rosa Kattungewand, das sich hoch und eng an die zarten vollen Formen anschmiegte.

Die Pathe wollte den heutigen Tag festlich begehen, und hatte zu dem Zwecke eine schöne Ausgabe der Werke Shakespeare's gekauft, die sie ihrer jungen Freundin feierlich überreichte. Rose war hoch erfreut und küßte mit dem Ausdrucke inniger Dankbarkeit die Hand der guten Pathe.

„Lesen Sie gerne?" fragte Henry und Rose sprach:

„O ja," und wurde roth.

„Darf ich Ihnen vorlesen?" fragte er weiter, und sie reichte ihm bereitwillig das Buch.

Sie sprach noch immer wenig, mit Henry vollends gar nicht. Er stand daher davon ab, sie in irgend eine Unterhaltung zu ziehen, dagegen hielt er bei jedem neuen Besuche ein Buch bereit, aus dem er ihr vorlas, während sie arbeitete. Sie saß dann ruhig da und hörte ihm zu, ja

wollte mitunter sogar eine Frage an ihn richten. Die Tante schlief indessen, freute sich aber, daß die Kinder so nützlich beschäftigt waren; denn in anderm Lichte konnte sie Rose und Henry noch immer nicht sehen.

So verstrich ein Theil des Sommers, bis die Aehren reiften, und die Bäume mit Früchten zu prangen begannen. Rosa war wieder ganz heimisch in ihrer kleinen Welt, die sie nie verließ. — Früh, wenn die Lerche sang, öffnete sie ihr kleines Fenster, und schaute in den frischen Morgen hinaus; dann stieg sie hinab in den Hof und versammelte die gefiederten Schaaren, die alle ihr rechtes Futter erhielten; später waren die Blumen und der Garten ihrer Pflege bedürftig, und kam der Abend, so sang sie dem müden Vater mit ihrer melodischen Stimme Lieder vor, bis er entschlummert war, und nur wieder erwachte, um noch den segnenden Kuß auf die Stirne des Kindes zu drücken. Henry sah sie ungesehen überall. Mit dem Späherauge der Liebe folgte er jedem ihrer Tritte; aber sein Mund blieb stumm. Sein Auge wäre wohl lange zum Verräther geworden; aber das ihrige traf ihn nicht, denn sie senkte stets scheu ihre Lider, so wie sein

Blick auf ihr ruhte, und wurde roth bis tief in die Schläfen.

Henry hatte sich dem geistlichen Stande bestimmt und erwartete seine erste Anstellung. Diese kam jetzt. Einmal nur noch durfte er Rose an dem bestimmten Tage ihres Besuches bei der alten Tante sehen, ehe sein Beruf ihn in eine ferne Gegend des Landes rief. Er war tief betrübt und wanderte zerstreut durch Feld und Flur. Rose Horrack schien ihm auf jedem Grashalme geschrieben, es war ihm, als ob das Säuseln jedes Baumes ihren Namen an sein Ohr trüge. Die ganze Natur lebte nur durch sie, war todt ohne sie. War es denn Pflicht, so stumm von seinem ganzen Glücke zu scheiden?

Wieder saß die Tante im bequemen Armsessel und nickte, und wieder saßen die Kinder ihr zur Seite und beschäftigten sich nützlich mit Lectüre. Henry las:

„Rose Horrack, morgen scheide ich von hier. Wollen Sie meiner freundlich gedenken, wenn ich fern bin?“

Rose neigte den Kopf tiefer auf ihre Arbeit

und glühendes Roth färbte ihre Wangen; aber keine Antwort erfolgte.

„Rose Horrack," las Henry weiter, „haben Sie kein Wort, keinen Blick für den Scheidenden?"

Sie blieb stumm, und Henry stand leise auf, und schlich hinter ihren Stuhl.

„Ich liebe Sie, Rose Horrack," flüsterte er in ihr Ohr. „Wollen Sie mein sein, wenn ich wiederkomme?"

Sie zitterte.

„Sagen Sie ja!" bat er, und nahm ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Nur um ein einziges Wörtchen flehe ich, damit ich doch weiß, ob Sie mir gut sind, Rose;" flüsterte er dicht an ihrer Locke.

Rose erhob jetzt langsam den Kopf, wandte sich zu ihm um, und sah ihn voll an mit den beiden wundersamen Augensternen, aus denen stets ihre ganze Seele sprach.

„Meine Rose," rief Henry tief bewegt. „Mein für immer!" —

Sie drückte leise seine Hand, wie zur Beglaubigung. Hastig legte Henry seinen Arm um sie und hauchte einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich höre Dich ja gar nicht lesen!“ murmelte die Tante, und schlug das schläfrige Auge halb auf, um den saumseligen Neffen zu suchen. Dieser war schon wieder auf seinem Platze, und ehe die alte Dame ganz um sich geblickt, war die frühere Ordnung schon wieder hergestellt.

Rose aber kehrte am Abend in tiefen Gedanken unter ihr Laubdach zurück und erwachte mit einem Lächeln des Glücks um ihre Lippen, das den Frühling im Herzen verkündete. Sie hatte ja den ersten goldenen Traum der Liebe geträumt, der glücklichen, der erhörten Liebe.

Jahr um Jahr war dahingegangen. Das Dorf und seine Bewohner hatte sich nicht geändert; dort stand noch das grün überwachsene Pachthaus, wo der alte Horrack nach wie vor Abends in seinem Armstuhl ruhte; im Manorhause waltete noch das alte Fräulein, freilich um vieles älter, und nur mit einem schwachen Faden noch am Leben hängend; aus dem Dachstübchen sah wie sonst des

Morgens Rose Horrack hervor, und begrüßte mit einem Dankgebete den jungen Tag. Aber nicht mehr das junge blühende Mädchen, dessen Lippen ein glücklicher Liebestraum umspielte, stand jetzt hinter den weißen Vorhängen; eine bleiche Lilie war es, mit dem rührenden Zuge des Leides in dem schönen Antlitz; — denn Henry war seit jenem Tage nie mehr in das Dorf zurückgekehrt.

Aus dem Manorhause kam heute ein Bote und forderte Rose an das Bett des todtkranken Fräuleins. Solcher Mahnung lieh sie stets ein williges Ohr, und schnell war sie auf dem Wege zu der Pathe. Diese saß schon halb aufgerichtet im Bette und harrte ihrer ungeduldig.

„Rose Horrack," sprach sie beim Eintritt des Mädchens, „meine Stunde hat geschlagen. Der Wille des Herrn sei gelobt. Ich bin bereit vor seinen Thron zu treten, und will alsobald das Abendmahl darauf nehmen. Ich habe mit dem Leben abgeschlossen; nur mit Dir muß ich noch ein Wörtchen reden." — Sie machte eine kleine Pause.

„Rose Horrack, mein Henry hat Dich geliebt und von mir zum Weibe begehrt, aber ich mußte

ihm meinen Segen versagen. Der Erbe des Manorhauses konnte sein Wappen nicht in dieser Kirche aufhängen, wenn die Pachterstochter ihm zur Seite stand. Zog ich aber meine Hand von ihm ab, so ernährte die kleine Pfarre keine Familie. Er hatte also keine Wahl, als zu verzichten; aber er blieb unverheirathet, wie sehr ich ihn auch bat. Rose Horrack, verzeihe mir, daß ich so handeln mußte. Ich konnte nicht anders, um meiner Vorfahren willen, zu denen ich jetzt eingehe. Ich habe viele heimliche Thränen darum vergossen und zu meinem Schöpfer um bessere Einsicht gefleht; aber sie kam nicht. Mein Henry lebte einsam und traurig; und Deine Wangen wurden täglich bleicher. — Aber ich konnte nicht anders. Und nun ehe ich scheide, noch eine Bitte an Dich, Rose Horrack. Versprich mir, daß Du auch nach meinem Tode nie meinem Neffen Deine Hand reichen willst, versprich es der Sterbenden, damit sie jenseits Ruhe finde."

Rose Horrack war auf einen Stuhl gesunken und hatte das bleiche Antlitz mit beiden Händen verhüllt. Schmerz und Glück kämpften in ihrer Brust; Schmerz, daß sie von ihrer Pathe den

Manen der Abgeschiedenen geopfert worden; Glück, daß Henry sie, trotz der Zeit und trotz der Entfernung, stets treu geliebt. Sie wußte ja jetzt, warum er geschwiegen. Nun war ja Alles gut, nun war es wieder Licht um sie, nun grünten die Bäume wieder frisch, nun sangen die Vögel lauter Hymnen.

„Rose Horrack, Du antwortest mir ja nicht;" begann die Kranke wieder. „Willst Du der Sterbenden nicht diesen letzten Wunsch erfüllen, und ihr das begehrte Wort mit in das Grab geben?"

„Ich darf nicht," sagte Rose leise.

„Und warum nicht?"

„Mich bindet ein früheres Versprechen."

„Wem gabst Du das?"

„Henry Boy."

„Unglückliche! Und was versprachst Du ihm?"

„Ihm zu gehören, wenn er wiederkomme."

„Du nimmst Dein Wort zurück."

„Nie, — weder hier, noch dort!"

„Thörichtes Kind! Die Ruhe einer Sterbenden wolltest Du den eitlen Wünschen Deines Herzens opfern? — So enterbe ich ihn."

„Nehmen Sie ihm sein Wort ab, gute Pathe;

lassen Sie ihn zurücktreten; — ich füge mich in Alles; aber Nein sagen, wenn er käme, — das könnte ich nicht; ich muß mein Wort halten."

„Thörichtes Kind! Versprechen sind ja keine Eide," murmelte die alte Dame und versank in einen Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte.

Still wurde es nun im Manorhause; alle Fenster waren verschlossen, keine Thüre ging auf, denn der Tod war eingekehrt. Nächtlich brannte eine einsame Lampe, deren halbes Licht man durch die Spalten sah; die Wache am Sarge hatte sie angezündet. Rose Horrack trug ein schwarzes Trauerkleid; denn sie beweinte die Pathe, beweinte sie doppelt, seit sie wußte, wie weh sie ihr gethan, trotz ihrer großen Liebe für sie. Konnte man denn Jemand lieb haben und ihm weh thun? Sie spähte jetzt oft von ihrem Fenster über die Straße und folgte von weit her mit dem Auge jeder Staubwolke, jedem Wagen; weshalb, das sagte sie sich selbst nicht; aber die Schläge ihres Herzens sagten es ihr.

Es dämmerte schon und wieder blickte sie hinaus; da bog etwas von der großen Landstraße ab in den Fahrweg nach dem Dorfe; es war ein Gig,

ein Mann saß darin. Rose konnte nicht weiter sehen; sie sank auf ihre Knie und betete.

Sie wagte es nun nicht mehr, den Weg nach dem Manorhause einzuschlagen; sie wagte es kaum noch, die eigene Schwelle zu überschreiten; wie ein scheues Reh verbarg sie sich hinter Vorhang oder Busch bei jedem nahenden Tritte. Und als am nächsten Morgen die kleinen Glocken der Kirche tönten und man ihre Pathe in die Gruft senkte, da ging sie in ihr stilles Kämmerlein hinauf und überdachte sich all das Gute, das sie seit ihrer Kindheit von ihr genossen, und legte dagegen den Schmerz um Henry in die Wage und vergab ihr Alles von ganzem Herzen.

Und als das nächste Frühroth kam, da eilte sie von ihrem Lager, pochte die Magd aus dem festen Schlummer und hieß sie alle die Töpfe mit knospenden Rosen ihr nachtragen auf den nahen Kirchhof, wo sie dieselben mit eigener Hand als Einfassung um das Grab der Pathe einsenkte. Dort sollten sie blühen und gedeihen und der Dahingeschiedenen den Gruß ihrer Liebe und ihrer Vergebung bringen.

Als sie nun so ihr Werk übersah und ein

Lächeln der Zufriedenheit das schöne bleiche Antlitz umspielte, da trat plötzlich aus dem Schatten der hervorspringenden Kirchenmauer ein schwarz gekleideter Mann hervor, der ihrem Beginnen schon lange heimlich zugeschaut hatte, und eine tiefe männliche Stimme sprach:

„Rose Horrack, ich bin jetzt da; — willst Du mir über diesem Grabe Deine Hand reichen?"

Ein zartes Roth malte sich auf ihrer bleichen Wange, ihr Auge blickte auf den kleinen Hügel, sie zitterte. Ein starker Arm hielt sie aufrecht.

„Rose Horrack, willst Du jetzt mein sein?" sprach Henry mit zärtlichem Tone.

„Und die Pathe und ihre Vorfahren?" warf sie zögernd ein.

„Wir lassen ruhen die Todten," sagte Henry und zog sie mit sich fort von dem kleinen Hügel. „Sie lebten ihr Leben in ihrem Sinne; thun wir das Gleiche. Die Dankbarkeit band mich, die Lebende nicht zu kränken; die Todte ist Geist und führt nun keine Wappen mehr. Ihr Erbe will ich gerne entbehren; wenn mir nur eine Rose blüht."

Eine Thräne, wie sie das Glück weint, perlte

in ihrem Auge; Henry Boy küßte diese fort und schloß sie an seine Brust.

Und wieder tönten die Glocken und wieder öffnete sich die Thüre des Pachthauses und heraus trat der alte Horrack mit seinem Weibe am Arm, gefolgt von Rose im bräutlichen Schleier, die an der Seite des glücklichen Henry der kleinen Kirche zuschritt, wo heute die Treue eine Ahnenprobe bestehen sollte.

Die tugendhafte Gattin.

Unfern der Porta Westphalica liegt ein kleines Städtchen, von Hügelketten anmuthig umkränzt. Ein stattliches Schloß dient demselben als Relief, es erhebt das Städtchen zum Staate, die geringe Bevölkerung zu einem Volke. Die Folge ist: daß der Bewohner des Oertchens mit nationalem Selbstbewußtsein auf die Fluren blickt, die sein Vaterland bilden, und dabei manche trübe Erfahrung über die Unwissenheit Fremder in seinem Gedenkbuche anmerkt. Für Diese giebt es so häufig in Deutschland nur Deutsche, und sie bemerken es oft kaum, wenn sie auf ihren Reisen von Grenze zu Grenze fliegen, und so manche Nationalitäten

unbeachtet an sich vorüber gleiten sehen, als wären es Gestalten eines Bildes. Der Wende, der Slave, der Thüringer, sie alle gelten ihnen für ächte Teutonen. —

Es war an einem kühlen Maiabende. Die Sonne sendete ihre Abschiedsstrahlen über die lichtgrünen Fluren, und purpurne Wolken deckten den Horizont. Der Arbeiter kehrte heim von seinem Felde, und Kühe und blökende Schafe zogen durch die stillen Straßen des Städtchens, um ihre Ställe zu suchen. Flinke Mägde traten aus den Häusern und schlossen die Läden vor den Fenstern, die im Norden überall nach außen an den Wohnungen angebracht sind. In den Wohnzimmern reihten sich die weiblichen Hausgenossen um den Theetisch, die Arbeitskörbchen wurden herbeigetragen und auch der Strickstrumpf nicht vergessen, während eine freundliche Nachbarin hinzukam, den Abend gesellig verplaudern zu helfen.

Draußen senkte sich indessen tiefer und tiefer die Dämmerung auf Flur und Land, und in den engen Straßen herrschte bereits völlige Dunkelheit. Straßenlaternen kannte man in der kleinen Residenz noch nicht. Die Magd, die jetzt an den

Brunnen eilte, mußte ihres Weges schon kundig sein, und ein fremder Wanderer mochte Sorge tragen beim Durchkreuzen der Straße, die gefährliche Rinne zu meiden. Aber selten wurde um diese Stunde noch ein Schritt auf dem spitzigen Pflaster laut, und eine Stille, die der nächtlichen Ruhe gleich kam, hatte sich bereits über die ganze Stadt verbreitet. Kein Ton war vernehmbar, außer dann und wann das Bellen des wachsamen Haushundes.

Nur eine einzige Thüre ließ mitunter ihr scharfes Glöcklein ertönen, nur ein einziges Fenster warf einen hellen Lichtschein auf die Straße; es war die Apotheke des Ortes, wo noch dieser Verkehr nach außen hin stattfand. Vor dem Ladentische saß hier einsam ein junger Mensch, anscheinend in tiefes Sinnen versunken. Sein Haupt, das er schwermüthig auf seine Hand stützte, umschatteten dunkle Locken, sein Auge folgte gesenkt nur einer Richtung. Lange hatte er schon in dieser Stellung ausgeharrt, ohne der Zeit zu achten, die mit raschem Fluge an ihm vorüber strich. Das Licht war bereits tief herabgebrannt — Gas kannte man hier noch nicht —, aber er dachte nicht da-

ran, die kleine Flamme von dem wuchernden Dochte zu befreien.

Jetzt öffnete sich eine Thüre auf dem Flur, und ein junges Mädchen erschien, das, so wie es ihn in dieser trüben Stellung gewahrte, einen Augenblick zögernd und sinnend stehen blieb und ihn mit ernstem Blicke musterte. Leise drückte sie dann die Thüre hinter sich zu und nahte sich dem jungen Manne. Er hörte sie nicht kommen. Sanft legte sie die weiße Hand auf sein Haupt; da blickte er auf.

„Ich wollte Dich fragen, Robert," redete sie ihn an, „ob Du mit mir speisen wolltest. Ich habe Dein Lieblingsgericht bestellt."

„Ich danke Dir, liebe Nina," versetzte er gerührt und zog die Hand des Mädchens an seine Lippen. „Ich kann leider heute nicht bleiben. Ich muß nothwendig noch schreiben."

„Du bist aber so niedergeschlagen, Robert. Es wird Dich zerstreuen."

„Nicht heute! Heute nicht, Nina. Glaube es mir! Ich bedarf des Alleinseins. Thue mir den Gefallen und sage dem Burschen, daß er schließt;

ich will gehen, es brennt mir unter den Füßen. Gute Nacht, mein liebes Mädchen!"

Er küßte sie, ergriff seinen Hut und eilte davon.

Nina sah ihm kopfschüttelnd nach. „Ich möchte wissen, was ihn so quält," sprach sie gedankenvoll zu sich selbst und kehrte langsamen Schrittes in das Wohnzimmer zurück. Hier saß die Mutter im Lehnstuhle und strickte durch ihre Brille einen mächtigen wollenen Strumpf für den Vater. Der Hund lag knurrend zu ihren Füßen. Völlige Stille herrschte im Zimmer, nur durch das einförmige Ticken der großen Wanduhr unterbrochen. Nina setzte sich an das offen stehende Clavier und begann, um ihre peinliche Empfindung los zu werden, ein Lied.

Der Eintritt ihres Vaters unterbrach sie. Er kehrte aus dem Club zurück, wo er eine Partie gespielt und sich mit starkem Knaster völlig eingeräuchert hatte.

Daneben war auch in den Pausen, während die Karten gegeben wurden, die Zeitung besprochen und des neuen Ministers gedacht, den man sich aus einem Nachbarstaate verschrieben. Der Apotheker hatte viel einzuwenden gegen die Importation die-

ses fremden Mannes, der kein Interesse an dem Lande nehmen konnte, dessen neue Constitution er abfassen sollte. Ueberhaupt waren die Schwierigkeiten sehr groß, die sich der Bildung dieses neuen Staatslebens entgegenstellten. Sollte der Grundbesitz vertreten werden, so hatte man nur eine Stimme und zwar die des Landesherrn. Woher also die verschiedenen Elemente schaffen, die zur Bildung einer Kammer nothwendig sind? — Der Apotheker hatte diese Frage nicht lösen gekonnt, und kehrte daher etwas verstimmt nach Hause zurück. Das Wohl des Vaterlandes lastete schwer auf ihm. Er seufzte noch in dem Gedanken dieser neuen Pflichten, als er schon in die Stube trat.

„Nun, Nina, laß das Essen bringen, mein Kind,“ rief er seiner Tochter zu. „Robert wieder nicht hier? — Wollte er wieder nicht bleiben?

„Er mußte nothwendige Briefe schreiben, lieber Vater.“

„Hm! Zu meiner Zeit war das anders, da schrieb ein Bräutigam nur gern an seine Braut. Nun — des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und wenn Du's zufrieden bist, so geht es mich

Nichts an. Freilich, — ein Schwiegersohn, der bei einem Glase Wein manchmal ein vernünftiges Wort mit mir gesprochen hätte, wäre mir wohl lieber gewesen."

Nina sah ihn bittend an.

„Nun, nun! Kind! Ich will damit weiter Nichts gesagt haben. Wenn Du nur glücklich bist! Hab' ja nur das eine Kind in der Welt." Er zog die stumme Tochter an seine Brust und küßte sie. Nina trocknete verstohlen eine Thräne weg und schlüpfte hinaus in die Küche, um das Abendessen auftragen zu lassen.

Der Apotheker Lehsen war ein wohlhabender Mann, und seine Tochter galt für die beste Partie in der Stadt. Nina war schön, hatte eine gute Erziehung erhalten und besaß Geist. Viele Männer bewarben sich um sie; aber keinem gelang es, ihre Gunst zu gewinnen. Da trat ein neuer Provisor bei ihrem Vater ein, und gleich sein erstes Erscheinen war bedeutsam für sie. Der neue Hausgenosse war lange im Auslande gewesen, er besaß eine feine Weltbildung und trat mit einer gewissen

Sicherheit auf, die bei Mädchen stets eine Wirkung hervorbringt. Dazu war sein Aeußeres vortheilhaft und seine Unterhaltung vielseitig und angenehm. Der Apotheker war stolz darauf, einen so gelehrten jungen Mann in seinem Geschäfte zu haben, und behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Der Fremde erkannte das dankbar, und bezahlte dem Vater in der Tochter eine Münze, mit der dem Ersteren freilich nicht so ganz gedient war. Indessen — eine Bitte von seiner Nina trug auch hier sehr bald den Sieg davon, und er versprach seinen väterlichen Segen, auf den Fall, daß Robert einwillige, in seinem Hause zu wohnen und künftig einmal die Apotheke zu übernehmen. Dieses Versprechen wurde gegeben, und das schöne junge Paar empfing die Glückwünsche von Freunden und Bekannten. —

Trotzdem, daß hiermit alle Wege geebnet schienen, lagerten Wolken auf der Stirne des jungen Mannes, und man sah ihn oft traurig und in sich gekehrt auf einsamen Wegen. Fragte man ihn um die Ursache seiner Bekümmerniß, so antwortete er ausweichend und brach die Unterhaltung ab. Nina drang oftmals mit zärtlichen Bitten

deshalb in ihn; aber auch sie wurde verweisend um Schweigen gebeten, bis die Zeit der Mittheilung sich von selbst herbeiführe.

In der nächsten Woche sollte eine öffentliche Verlobung statt finden, die der Apotheker mit aller Förmlichkeit begangen wissen wollte. Der Eidam bat inständigst, diese Feierlichkeit, die ihm überflüssig schien, zu unterlassen; aber alle Bitten und Vorstellungen über diesen Punkt glitten fruchtlos an dem alten Herrn ab, der seine Tochter durchaus nach Weise der Väter in den Ehestand treten sehen wollte. Ein großes Mittagsmahl sollte stattfinden, und die beiderseitigen Verwandten des jungen Paares durch ihre Gegenwart die Feierlichkeit des Tages erhöhen. Der Apotheker forderte seinen Eidam auf, die Einladungsschreiben in guter Zeit abzusenden, erhielt aber nur ein kurzes „Sehr wohl!“ hierauf zur Antwort. Robert hatte es stets vermieden, über seine Familie zu sprechen, und wußte bis jetzt noch nicht, aus welchen Gliedern dieselbe bestand. Der Verlobungstag sollte dieses Räthsel lösen.

Robert war indessen mit raschen Schritten in eine Nebenstraße geeilt, wo sich ihm die Thüre eines kleinen Häuschens öffnete. — „Wie geht es mit Madame Wiegmann?“ fragte er die Person, die ihm hier auf dem Flur entgegentrat.

„Nicht besser,“ lautete die Antwort. „Sie hat ein Wenig geschlummert, ist aber so schwach, daß der Arzt besorgt, sie werde die Nacht nicht überleben.“

„Gehen Sie zu ihr und fragen Sie sie, ob sie mich auf einige Minuten sehen will.“

Die Frau kehrte zurück und winkte ihm in das Zimmer der Kranken. Eine Matrone, die wol eben so sehr durch das Gewicht der Jahre, als durch eine Krankheit dem Grabe zugeführt wurde, lag auf einem Lager ausgestreckt, das reinlich, aber dürftig aussah. Robert zog einen Sessel neben dasselbe und nahm darauf Platz.

„Haben Sie nachgedacht?“ fragte er die Leidende mit sanfter Betonung der Worte, als fürchte er ihrem Ohre weh zu thun. „Ist Ihrem Gedächtniß noch irgend ein Umstand beigefallen, der mir von Wichtigkeit wäre? Sagen Sie mir Alles, ich bitte Sie inständigst darum!“

Die Kranke bewegte die Hände unruhig auf dem Betttuche umher, wie das bei der äußersten körperlichen Erschöpfung zu geschehen pflegt; dann versetzte sie mit heiserer Stimme und sichtlicher Anstrengung: „Wie ich Ihnen sagte . . . Vor dreißig Jahren logirte hier eine Dame bei mir, die sich Madame Robert nannte, und die hier von einem Sohne entbunden wurde. Das Kind hatte braune Augen, wie Sie. Sie blieb zwei Monate hier. Ihre Wäsche war A. B. gezeichnet, und der Brief, den sie in einer Commode hatte liegen lassen, war an ein Fräulein Anna von Both gerichtet. Das mußte also ihr eigentlicher Name sein, d. h., ihr Mädchenname, denn sie nannte sich Madame Robert. Ich hörte dann nie wieder von ihr. Wohin sie ging, weiß ich auch nicht. Ich mußte einen Fuhrmann bestellen lassen; wohin er sie fahren sollte, wollte sie ihm selbst sagen. Ich fragte den Mann nachher, wie weit er sie gebracht. Ich war neugierig, ich läugne es nicht. Er sagte, er habe sie nach Eilsen gefahren, wo sie geblieben sei. Sie habe sich dort eingemiethet. Als er später wieder einmal hinfuhr, hörte er, die Dame sei abgereist. Seitdem weiß ich nichts mehr von

ihr. — Ich hatte sie ganz vergessen. — — Da kamen Sie und mietheten die Wohnung von mir. — Herr Gott! dachte ich, das Gesicht ist Dir ja so bekannt. — — Ich besann mich; — da fiel mir die Dame ein. — — Sie waren ihr auf ein Haar ähnlich. — Da fragte ich, wer denn Ihre Mutter gewesen? — Sie sahen mich so groß an. — — Nur wegen der großen Aehnlichkeit mit einer Dame, die hier gewohnt, sagte ich. — Da wurden Sie neugierig. Weiter weiß ich aber Nichts."

Sie schwieg erschöpft.

„Wie hieß der Kutscher, der meine Mutter fuhr?"

„Er ist lange todt. — — Peters — hieß er."

„Wie hieß der Wirth in Eilsſen?"

„Gasthof zum goldenen Hirsch. — Weiter weiß ich's nicht."

„Haben Sie Dank, liebe Madame Wiegmann, und verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit so vielen Fragen gequält habe. Sie begreifen aber wohl, was ein Sohn fühlt, wenn ihm die Hoffnung winkt, eine Mutter zu finden." — Er drückte die Hand der alten Frau, die hart, dürr und wie abgestorben war. Sie sah ihn mit halb gebrochenem Auge an.

„Ich werde Gott für Sie bitten," flüsterte sie, er wird mein Gebet erhören." —

„Noch Eins. Bin ich hier getauft worden? — Und von wem? Mein Schwiegervater verlangt meinen Taufschein."

„Vom Pastor Schulze. — Er ist todt." — Die Dame sagte ihm, was er zu wissen brauchte.

„Die Kirchenbücher müssen das nachweisen. — Nun sollen Sie aber Ruhe haben, gute Frau. Gott mit Ihnen, er gebe Ihnen das Beste." Er reichte ihr nochmals die Hand, sie winkte mit den Augen einen Gruß und er verließ das Gemach.

Mitternacht hatte schon geschlagen, und Robert wanderte noch in seinem Zimmer auf und ab, ohne daß sein Auge den Schlaf begehrte. Im Hause herrschte die tiefste Stille. Da glaubte er ein leises Pochen an seiner Thüre zu vernehmen. Er öffnete. „So eben ist sie verschieden," flüsterte die Magd und zog sich leise wieder zurück. Ein leichtes Frösteln durchrieselte ihn. „Der Tod so nahe," dachte er, „und ich merkte es nicht. Die Einzige, die meine Mutter kannte, dahingeschieden, und ich

nun ganz allein, mit meinen Fragen an den blinden Zufall gewiesen! Acht Tage sind mir gegönnt, um meinen irdischen Stammbaum nachzuweisen und mein Zeugniß der empfangenen christlichen Weihe beizubringen. Acht Tage noch! Dann mag ich den Staub hier von meinen Füßen schütteln und in eine neue Welt auswandern, wo der Mensch noch Staatsbürger sein kann, auch wenn er sich als Sohn auszuweisen nicht befähigt ist. — Aber Nina! — Sie verlieren? — Nein, da kämpft man erst mit einer Welt."

Er nahm Platz am Tische, suchte Papier und Federn hervor und schrieb lange und eifrig. Mit grauendem Morgen verließ er das Haus. „Dies an den Apotheker Lehsen," sagte er der Magd, indem er ihr einen Brief einhändigte. Dann schritt er die Straße hinab. „Zum Begräbnisse muß ich zurück sein," sprach er noch vor sich hin. „Die Frau, die mich beim Eintritte in das Leben in ihren Armen gewiegt, muß mich auf ihrem letzten Gange sehen. Anfang und Ende! Wer erzeigt dem Andern hier den erwünschteren Dienst!" —

Am Posthause hielt ein Wagen bereit. Robert stieg ein. Es waren keine weiteren Passagiere da

und er konnte ungestört seinen trüben Betrachtungen nachhängen. Er warf sich in die Ecke des gepolsterten Sitzes und sah dem Steigen der Morgennebel zu, die eine Kälte brachten, welche ihn wie Fieberfrost schüttelte. — „Wie meine Kindheit beginnt dieser Tag," murmelte er bitter vor sich hin. „Auch da war Alles kalt, und ohne Sonnenschein der Liebe. — Vater, Mutter, Geschwister, — was diese Namen sagen wollten, wußte ich nicht. Ohne Familie, ohne Heimath, ohne Vaterland stand der Knabe, wie in das Leben geworfen, einsam da, gleich dem abgerissenen Gliede einer Kette. — Alle Bedingungen des socialen Lebens gingen mir ab. In die Wälder gehörte ich, und mich wundert noch, daß ich mich nicht dahin verlaufen, daß ich kein Dieb, kein Mörder, kein Missethäter geworden bin! Die Natur hatte sich an mir versündigt, oder auch die Gesellschaft; gleichviel! Ich konnte Rache nehmen und ich versäumte es."

„Jetzt steh ich an der Pforte eines zweiten Lebens. — Es bietet sich mir eine bürgerliche Stellung, eine Familie, es bietet sich mir ein Mädchen, das mir als Gattin die ganze liebearme

Jugend zu ersetzen verspricht, — und dies Alles soll ich dahingeben, dies Alles mir entzogen sehen, weil — — Nein, ich spreche es nicht aus, ich denke es nicht aus. — Es kann nicht sein. — Ich darf nicht, wie ein Cain, über die Erde flüchten, es wäre entsetzlich, es wäre grausam! Fluch müßte unter meinen Fersen hervorkeimen, der der menschlichen Gesellschaft zu Gift würde. — Fluch würde dann das Loosungswort für die Menschheit, Fluch, der den Unschuldigen trifft und die Stirn des Sünders frei läßt."

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen flogen die Stunden dahin, bis er den Ort seiner Bestimmung erreichte und im Gasthofe zum goldenen Hirsche abstieg. Er bestellte hier ein Zimmer und ließ den Wirth zu sich bescheiden, dem er, statt nach Speisen zu fragen, mit dem Gesuche kam, in allen Kammern seines Gedächtnisses zu forschen, wer die Dame gewesen sei, die vor dreißig Jahren im Herbste mit einem Kinde hier gewohnt habe. Der alte Herr zerbrach sich den Kopf lange, ehe eine Erinnerung der Art in ihm auftauchte. Endlich entsann er sich der mancherlei Nachfragen, die der alte Kutscher Peters nach die-

ser Dame gethan, und welche Scherze man darob mit ihm getrieben, bis er endlich gar nichts mehr von der geheimnißvollen Fremden habe hören mögen. Da fiel ihm denn auch ein, daß sie vom Gasthofe ein kleines Quartier in der Straße nach Bremen bezogen, wo sie bis zu ihrer Abreise verweilt habe. —

Robert dankte dem Manne für seine Auskunft und eilte sogleich in die angedeutete Wohnung. Hier wußte man ihm jedoch keine weitere Mittheilung zu machen, als daß die Dame fünf Monate geblieben sei, worauf sie, man wußte nicht wohin, weiter gereist sei. Er mußte sich also abermals an den Fuhrmann wenden, der ihr hier gedient, und da derselbe gerade abwesend war, so galt es, dessen Rückkehr zu erwarten. Endlos langsam verstrich ihm nun der Rest dieses Tages.

In aller Frühe am folgenden Tage pochte Robert an die Thüre des Kutschers und fragte ihn, ob er ihn heute fahren könne. Aber wohin? — Gerade den nämlichen Weg, den er heute vor dreißig Jahren eine Dame mit ihrem Kinde gefahren, die hier eingestiegen sei, um ihre Hausgenossen nicht wissen zu lassen, wohin sie gehe. Der

Mann kratzte sich eine Weile hinter den Ohren, ehe sein Gedächtniß so stark wurde, ihm diese Umstände zurückzurufen; dann aber, als er einmal auf der Fährte war, tauchte nach und nach Alles auf, und er versprach selbstzufrieden, genau dieselbe Reise mit dem Herrn zu machen. Dieser überließ sich nun seiner Leitung.

Zwei Tage lang, — endlos lange Tage für Robert, — fuhren sie in mäßigem Trabe auf der Straße nach Bremen fort; da erreichten sie am Morgen des dritten ein Dörfchen, das eine halbe Meile von der großen Landstraße lag und Zwicken hieß. Hier machte der Kutscher Halt. Vor dem Kruge hier habe er damals seinen Pferden Futter gegeben, sagte der Mann, unterdessen sei die Dame mit dem Kinde fortgegangen, in die Wohnung des Predigers, wie er glaube, und als sie zurückgekehrt, habe sie das Kind nicht bei sich gehabt. Ihre Augen wären vom Weinen geröthet gewesen, und als er gefragt, wo denn das Kind sei, habe sie erwidert: es bleibe dort. Das habe ihm des armen Wurmes wegen sehr leid gethan. Nun habe die Dame befohlen, eilig weiter zu fahren, worauf sie denn nach Bremen gekommen wären,

wo sie vor dem Hause ihrer Aeltern abgestiegen sei.

„Woher wissen Sie, daß es die Aeltern der Dame waren?“ fragte Robert halb aufhorchend.

„Nun, weil ein Mädchen heraus kam und sie zu diesem sagte: „Sind Vater und Mutter zu Hause?“

„Gut denn! so fahren Sie mich ohne Weiteres nach Bremen und vor dasselbe Haus!“ befahl Robert. „Sie werden es doch wiedererkennen?“

„Hm!“ lachte der Mann, „Sie sind nie ein Kutscher gewesen, sonst würden Sie nicht daran denken, das zu fragen. Wir Fuhrleute haben ein Gedächtniß für solche Dinge, wir vergessen keinen Ort.“

„Gut, gut! so lassen Sie uns eilen.“

Es war Abend, als sie in der alten Stadt Bremen anlangten, und in der schon sinkenden Dunkelheit von Straße zu Straße fuhren, bis sie endlich vor einem hohen Giebelhause still hielten. Robert stieg aus und erkundigte sich, wer dieses Haus bewohne, oder vielmehr, wer dieses Haus vor dreißig Jahren bewohnt habe, und ob es noch in denselben Händen sei. Die junge Magd, die

ihm gegenüberstand, konnte seine Fragen nicht beantworten. Er sah daher wohl ein, daß die Sache auf diese Weise nicht zu ergründen sei, und beschloß, mit dem Namen der Straße und der Hausnummer versehen, morgen vor dem Stadtrathe zu erscheinen, und dort die Auskunft zu erbitten. Er brachte eine unruhige Nacht zu. So nahe seinem Ziele, quälten ihn Zweifel aller Art. Er malte sich das Resultat seiner Bemühungen in den verschiedensten Farben aus, bald war es eine lichte Hoffnung, bald zogen sich die Schatten des Todes darüber, und was er gewann, war wieder ein trauriges Nichts. So fand ihn der erwachende Morgen, und ehe der schläfrige Städter noch daran gedacht, seine Läden zu öffnen und sein Tagewerk zu beginnen, war er schon hinausgestürmt in die noch leeren Straßen und stand im Anschauen der Wohnung versunken, die ihm die Geschichte seines Eintritts in die Welt erzählen sollte. Erst um die neunte Stunde wurde er bei den Autoritäten der Hansestadt vorgelassen, und die Auskunft, die man ihm hier ertheilte, mußte jede weiteren Bemühungen unnütz machen; denn schon um die Mittagsstunde stand sein Wagen angespannt vor der Thüre,

und führte ihn rasch wieder seiner jetzigen Heimath zu, wo er eine Pflicht am Grabe zu lösen hatte, die ihm heilig war.

Spät um Mitternacht erreichte er sein Ziel, als tiefe Ruhe die Bewohner des Städtchens eingewiegt, und Niemand seiner Rückkehr mehr gewärtig war. Er pochte leise und dann lauter und lauter; denn auch die Wächterin der Todten war in Schlummer versunken, und rieb noch die schlafmüden Augen, als sie ihm mit dem Lichte entgegentrat. Die Bahre der Todten, in ihrer schwarzen Bekleidung, stand auf dem Flur, und bot ihm ein düsteres, vielleicht Uebel weissagendes Willkommen. Er glitt an derselben vorüber und erreichte sein Zimmer, wo er sogleich seine Lampe anzündete und den Rest der Nacht mit Schreiben zubrachte. Der grauende Morgen fand ihn noch bei dieser Beschäftigung, und die vielen zerrissenen Papierstückchen, die den Boden bedeckten, bezeugten, wie häufig der Schreibende ein Blatt, als ungenügend, verworfen, bis er endlich einen Brief abgefaßt, den er, nach nochmaliger ernster Prüfung, faltete, versiegelte und selbst auf die Post trug. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust, als er

diese Arbeit vollendet; es war wie ein Gottlob! das er einer Frage an das Geschick nachsandte, und dann mit sinnender Miene der Antwort harrte.

Die Stadt Münster mit ihren Thürmen und Dächern und geschichtlichen Erinnerungen schaut ernst über die flache Landschaft hin, in welcher die Pumpernickel essenden Westphalen nach ihrer Väter Weise lieben, leiden, sterben. Weder Land noch Stadt machen einen heitern Eindruck. Hier hausten die störrischen alten Sachsen, und hier wurde lange noch den Göttern geopfert, als andere Völker schon den dreieinigen Gott verehrten. Das Klima ist hier rauh, wie der Bewohner, der sich düster an das einmal Hergebrachte hält und das Vorrücken des Zeigers an der großen Zeitenuhr kaum gewahrt.

Am Marktplatze der gewichtigen Hauptstadt der Provinz sehen wir in einem großen Hause einen Familienkreis um den Frühstückstisch versammelt. Der Herr Regierungsrath Werther, in Schlafrock und Pantoffeln, die lange Pfeife im Munde, tritt eben in das Gemach. „Hier sind Briefe, Kinder!" damit wirft er deren mehrere auf den Tisch, und entfernt sich wieder. Jeder reclamirt nun sein Eigenthum. Der Herr Lieutenant,

das älteste Kind des Hauses, streicht sein Knebelbärtchen, und liest schmunzelnd ein Paar Epistelu auf Rosenpapier, schön duftend, mit goldenem Rändchen. Laura und Bertha studiren andächtig ein Schreiben, das von einer abwesenden Freundin, einer früheren Schulgenossin, eingelaufen ist, und Ernst, der jüngste Sohn, dem die Post Nichts gebracht hat, benutzt das Beschäftigtsein der Uebrigen, um seine Taschen mit Zwiebäcken zu füllen. Die Frau Regierungsräthin aber, eine stattliche Frau in den Fünfzigen, sucht nach ihrer Brille, befestigt dieselbe bedächtig auf ihrer Nase, und nimmt dann in ihrem Armstuhle am Fenster Platz, um ein Schreiben durchzugehen, das ihr von ganz unbekannter Hand zugekommen ist. Vielleicht ein Bettelbrief, denkt sie und liest: —

„Verehrte Frau!"

„Mit dieser Anrede muß Ihnen ein anscheinend Fremder entgegentreten, während sein Herz eine Benennung wählen möchte, nach der alle seine Pulse schlagen." —

Welche Anrede! denkt die Frau Regierungsräthin. Der Mensch muß von Sinnen sein, — wenn er nicht vielleicht um eines der Mädchen

anhalten will. Sie beruhigt sich in diesem Gedanken und liest weiter.

„Errathen Sie, wie ich Sie nennen möchte? Errathen Sie, wer es ist, der diese Zeilen an Sie richtet? Hat die Natur denn nicht eine Sprache, die schon der Instinct dem lallenden Kinde lehrt, um sich der Mutter verständlich zu machen? Vernehmen Sie diese Sprache nicht, wenn Sie dieses Schreiben entfalten, und wissen Sie nicht, mit Ihrem Herzen mich zu nennen?"

„Hier sitze ich — in dem Hause und in dem Stübchen, wo ich vor dreißig Jahren das Licht der Welt erblickte. Glückliche Zeit! wo mich die Arme meiner Mutter wiegten!"

„Vor meiner Thüre auf der Bahre liegt die Frau ausgestreckt, die meiner Mutter damals Beistand und Pflegerin war."

„Giebt es nun eine Vorsehung, oder ist Alles bloßer Zufall? Sonderbar, daß mein Weg mich gerade hierher führen, daß mein Wanderleben gerade hier sein Ziel finden mußte, in dem Augenblicke, wo der schwache Lebensfunke dieser Frau dem Verlöschen nahte, und ihr getrübtes Auge nur noch Sehkraft genug besaß, den Sohn

meiner Mutter in mir zu erkennen. So weit ich zurückdenken kann, bis in die erste Zeit der Kindheit, war es mein Sehnen, den Namen der Mutter zu lallen. Wenn andere Kinder von ihren Aeltern und Brüdern und Schwestern sprachen, dann flüchtete ich mich in mein einsames Kämmerchen und weinte, daß ich diese Bande nicht kannte. Wenn andere Kinder, bei einem Schmerze; einer Täuschung, durch die sanft mahnende Stimme der Mutter Trost und Beruhigung fanden, dann schrie ich doppelt wild in das Leben hinaus, weil mir die Versöhnung fehlte, die allein die Liebe giebt."

„So sind die Jahre an mir vorüber gegangen. Aus dem Knaben wurde der Jüngling, aus dem Jüngling der Mann, aber mein Sehnen blieb dasselbe. Das Leben hat mir Manches geboten; aber keinen Ersatz für die mangelnde Mutterliebe, keinen Ersatz für die fehlenden Familienbande! Wohin ich blickte, wohin ich wanderte, trat mir überall das Räthsel meiner Existenz, wie ein großer Schmerz, entgegen, den zu überwinden meine ganze Kraft erfordert wurde. In diesem Ringen stählte sich mein Sinn; doch

nur nach Außen hin, der Kern blieb weich und leicht verletzbar."

„Was ich fühlte, als ich in diese kleine Wohnung trat, und meine Wirthin, nachdem sie mich mit forschendem Blicke geprüft, die Frage an mich richtete: „Wer war denn Ihre Mutter?" das drücken keine Worte aus. Ich wurde roth und bleich vor dieser Frage, und stammelte eine Antwort, die keinen Sinn hatte. „Wer war denn Ihre Mutter?" fragte sie mich, und ich sollte bekennen, daß ich es nicht wußte, daß ich sie nie gekannt, nie den Namen derjenigen gehört, die mir das Leben gegeben? Ich sollte bekennen, daß meine Mutter nie nach mir gefragt? — Ein bitteres Gefühl stieg in meinem Herzen auf. Womit hatte ich es verdient, daß gerade in meinem Falle die Natur ihre ewigen Rechte nicht geltend machte, daß gerade ich die Ausnahme war, die, wie der Engländer sagt, die Regel beweist! — Und dennoch that mir diese Frage auch wieder wohl, sie führte den Verwaisten momentan wenigstens darauf hin, daß auch seine Beziehung zu der großen menschlichen Familie nicht fehle, wenn er

nur das Glied finden könne, das hier die Kette bilde." —

„Von dieser Stunde an zog die Hoffnung einer solchen Möglichkeit wieder in mein Herz ein, und mein Sinnen und Denken war diesem Ziele zugerichtet. Die gute Frau, die dieses Schimmern eines jungen Tages in meinem Herzen heraufbeschworen, wurde meine Vertraute, und bemühte sich mit mir, dem Faden nachzuspüren, der über den Anfang meines Lebens hinausreichte. Sie hatte eine Dame gekannt, die mir ähnlich gesehen und die vor dreißig Jahren in ihrem Hause gewohnt; ein Brief, den diese in einem Schiebfache vergessen, war das einzige, von derselben zurückgelassene Andenken, und dieser Brief lag in einem Koffer neben dem Sterbekleide meiner guten Wirthin. Sie suchte ihn jetzt aus diesem traurigen Zufluchtsorte hervor und reichte mir das vergelbte Schreiben."

„Wie ein Schiffbrüchiger auch das kleinste Bretchen wie einen Retter ergreift, so auch haschte ich nach diesem der Vergessenheit geweihten Blatte. Meine vor Bewegung zitternde Hand hielt es Anfangs kaum. — Als ich dann als

— soll ich Ihnen seinen Inhalt wiederholen? — es ist an Anna von Both gerichtet, — als ich dann las, entzifferte ich nur die Versicherungen der Liebe eines Mannes, der nach Griechenland geeilt, dort den Kampf der Freiheit mitzumachen. War dieser Mann vielleicht mein Vater? — Wie tief ergriff mich diese Frage, deren Beantwortung ich heute von Ihnen heische. War dieser Mann mein Vater? — Hat er sich auf den Gefilden von Missolunghi einen Grabstein errichtet? — Oh bitte! sagen Sie es mir! dann darf mein Blick doch, wenn er über die Erde schweift, auf einem Punkte haften und sagen: hier knüpfst Du mit der Vergangenheit an, Du bist nicht mehr ein abgerissenes Blatt aus dem Buche des Lebens.“ —

„Ich kehre erst heute, erst in dieser Stunde aus Bremen zurück, wo ich das Haus meines Großvaters gesucht, das mir den Weg zu meiner Mutter zeigen sollte. Ich bin in Beidem erfolgreich gewesen und trete nun mit neuem Lebensmuthe mit der Menschheit in die Schranken, zu der ich jetzt in einer anderen Beziehung stehe. Ich habe ja eine Mutter! Oh! wüßten Sie,

wie mein Herz bei der bloßen Nennung dieses Namens schlägt, und wie es brennt, sich an dem Ihrigen zu fühlen! — Wonniger Gedanke! Mit fieberhafter Ungeduld sehe ich Ihrer Antwort entgegen, die mich auf Flügeln zu Ihnen tragen soll."

„Robert."

Die Regierungsräthin hatte zu Ende gelesen; aber noch immer hing das Blatt zitternd in ihrer Hand, und die Farbe der Röthe wechselte mit tödtlicher Bläſſe auf ihren Wangen. Sie warf einen scheuen Blick umher. Hatte sie Jemand beobachtet? Wo waren ihre Kinder, blickte wirklich keines derselben ihr über die Schulter in dieses unselige Blatt? Errieth Niemand, von wem dieser Brief kam? — Eben trat ihr Gatte wieder herein. Schnell faltete sie das Blatt zusammen und steckte es zu sich, während sie sich erhob und unter anscheinender Geschäftigkeit ihre Verwirrung verbarg.

„Von wem kam denn Dein Brief, liebe Frau?" fragte er sie. „Die Handschrift war mir ganz unbekannt."

„Von meiner Putzmacherin," antwortete sie kurz.

„Die Person schreibt eine recht männliche Hand, das muß ich gestehen. Das weiß übrigens der Himmel, woher Ihr Weiber nicht Putz beziehen müßt! Man sollte doch denken, Münster liefere eben so gute Sachen, als ein so elend kleiner Ort.“

„Das ist Geschmackssache, lieber Werther, und es lohnt kaum der Mühe, daß Du Dich darüber ereiferst.“

„Sei nur nicht gleich empfindlich, Anna! Es war nicht böse gemeint, das weißt Du, schon weil ich Dir nie das Geld vorenthalte zur Befriedigung dieser kleinen Launen.“

„Launen nennst Du das, wenn man sich seinem Stande gemäß zu kleiden bemüht ist, Werther. Es ist am Ende eine Mühe, die ich eben so sehr in Deinem, als in meinem Interesse unternehme.“

„Ha, ha, ha! Gut geantwortet, Anna! Du kleidest Dich also, um mir Ehre zu machen. Brave Frau! Und hast den Briefwechsel mit dieser Putzmacherin, die eine so männliche Hand schreibt, auch nur mir zu gefallen. So laß doch einmal sehen, wie denn dieses Mannweib sich ausdrückt.“

„Wer wollte sich um solche Kleinigkeiten kümmern!“ sprach die Regierungsräthin unmuthig und verließ das Zimmer, um sich in ihrem Cabinet einzuschließen. Hier athmete sie hoch auf, die Wände hatten doch keine Augen.

Sie zog den Brief hervor und durchlief ihn noch einmal. War es denn möglich, daß dieses längst vergessene Kind lebte und sie als Mutter reclamirte? Was wollte es von ihr? Was konnte sie ihm leisten, das nicht Schimpf und Schande mit sich brachte und ihren guten Namen befleckte? — Was würde ihr Mann sagen, wie würden ihre Kinder auf sie blicken, wenn sie diese Jugendverirrung erführen. — Vor einer Stunde noch saß sie da, geliebt, geachtet von Allen, die sie kannten, und nun sollte ein Wort das Gebäude so vieler Jahre zernichten? Warum hatte sie der Tod nicht lieber ereilt, ehe das Leben ihr Alles kostete, was hienieden Werth für sie hatte. Sollte sie der Natur zuvorkommen, ehe die Schande sie traf? — Aber nein! Dann wurde ihr ja ein ehrloses Grab hinter der Mauer. Und außerdem noch war die Regierungsräthin eine fromme Christin, welche die ewige Strafe fürchtete und häufig das Sacrament

nahm, um sich mit ihrem Gotte zu versöhnen. Daß ihr Gewissen dabei nie eine mahnende Stimme erhob, und sie erinnerte, ihr erstgeborenes Kind mit in die Zahl ihrer Mutterpflichten einzuschließen, dafür konnte sie ja nicht. Sie hatte die Existenz desselben ja vergessen, wie sie sagte, und konnte für die Schuld ihres Gedächtnisses nicht büßen.

Sie warf sich auf die Knie und betete, betete heiß und brünstig, aber kein Lichtstrahl wollte in ihre Seele fallen. Das Factum blieb unwandelbar fest; der Sohn forderte die Mutter! — und was sollte sie dieser Anforderung entgegensetzen? — Thränen erleichterten endlich die beängstigte Brust, Thränen des Mitleids mit sich selbst. Gab es eine verlassenere Lage, als die ihrige? Konnte sie auf dem weiten Rund der Erde ein Ohr finden, dem sie ihre Sorge mit Ueberzeugung zu vertrauen vermochte? — Stand sie nicht ganz verlassen da, ohne einen Rath, einen Trost, oder den Beistand eines Freundes, ihres Gatten? — Wenn sie ihm Alles vertraute? — Nein, nein! Er würde sie verstoßen. — Es war keine Rettung für sie! Nur der Tod konnte ihr noch helfen und sie vor dem größeren Uebel, der Schande sichern. —

Sie seufzte tief und schwer.

Vor einer Stunde noch war sie die glückliche Mutter und Gattin, die geachtete Frau, die geschätzte Freundin, und jetzt! — Wem konnte sie jetzt noch mit freier Stirn entgegentreten? Dieser Störer ihres Friedens, was gewann er, indem er sich an ihre Ferse heftete? — Eine Mutter ja doch nimmermehr. — Sie hätte ihn hassen mögen, um seiner Zudringlichkeit willen! War ihre Schuld nicht begraben, die Vergangenheit mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt, wenn er ihn nicht mit frevelnder Hand lüftete! — Eine Frau in ihrer Stellung als seine Mutter zu reclamiren, war ein Unternehmen, das an Wahnsinn grenzte.

Sie mußte ihm aber doch antworten. Sie ging seinen Brief noch einmal aufmerksam durch, und beschloß dann, ihm auf eine Weise zu entgegnen, die sie nicht compromittire und ihm doch fühlbar mache, wie wenig willkommen er ihr als Sohn sei. Mit einer leisen Hoffnung, ihn auf diese Weise entfernt zu halten, ergriff sie die Feder und schrieb:

„Sie können ermessen, wie sehr ich durch Ihr Schreiben von diesem Morgen überrascht

wurde, Herr Robert! — Ich bezweifelte fast, daß es an mich gerichtet sei, an die Gattin des Regierungsraths Werther, dem der Inhalt kein willkommener sein kann. Sie kennen die Welt genug, um zu begreifen: daß es, bei aller Theilnahme für Ihr Geschick, einer Frau in meiner Stellung unmöglich ist, Sie in ihren Kreis zu ziehen. Bedenken Sie das und fügen Sie sich in das Unvermeidliche. Der Segen für ein solches Verzichtleisten wird Ihnen nicht ausbleiben, und was mein Gebet von dem Höchsten für Sie ermitteln kann, das soll Ihnen nicht ermangeln.

Mit tiefem Bedauern und wahrem Antheil an Ihrem zeitlichen und ewigen Wohle unterzeichnet sich Anna v. Werther."

Gottlob! das schwierige und peinliche Geschäft war abgethan. Die Regierungsräthin las noch einmal prüfend jedes Wort und überzeugte sich, daß daraus kein Schluß auf das Verhältniß zu dem jungen Manne zu ziehen sei. Beruhigt durch diese Gewißheit, adressirte sie den Brief mit erleichtertem Herzen und drückte dann ihr Siegel darauf. —

Wer sollte ihn nun aber auf die Post tragen? — Sie kannte das Plaudern der Domestiken und wollte deren Discretion den Namen der Adresse nicht vertrauen. Sie mußte ihn selbst besorgen. Eilig kleidete sie sich an und schlüpfte unbemerkt aus dem Hause. Als sie um die Ecke der Straße bog, kam ihr ihr Sohn, der Lieutenant, entgegen.

„Welch Wunder des Himmels! so früh schon auf der Straße, liebe Mama?“ rief er ihr entgegen.

Die Regierungsräthin sah verdrießlich aus. — Wie konnte sie seiner am Besten los werden?

„Gut, daß Du gerade des Weges kommst, Hugo;“ sagte sie.

„Ich habe die Rechnung des Buchhändlers vergessen, die ich bezahlen wollte, gehe nach Hause zurück, laß sie Dir von Bertha geben, und bringe sie mir nach.“

Der Sohn folgte der Weisung, und die Regierungsräthin eilte nun mit doppelten Schritten ihrem Ziele zu, das, Dank der Größe des Ortes, bald erreicht war. — Aber! — konnte sie den Postbedienten eigenhändig den Brief übergeben. Würden diese nicht darüber plaudern, und das

Gerede der Stadt ihrem Manne zu Ohren kommen! — Oh! Fluch der kleinen Städte, wo eine tugendhafte Frau auf jedem Schritte ausgespäht ist. Sie mußte wahrlich noch einen Umweg zu ihrer Wäscherin machen, und die alte Frau bitten, den Brief, der Eile habe, doch schnell für sie auf die Post zu tragen, und erst als diese vor ihren Augen mit schnellen Schritten den Weg antrat und eben so schleunig wieder zurückkehrte, fühlte sie sich in Sicherheit und bezeugte durch ein kleines Geldgeschenk ihre Zufriedenheit. Nun kehrte sie, ohne des Rendezvous mit ihrem Sohne zu gedenken, nach Hause zurück, wo sie erschöpft und traurig auf ihr Bett sank.

Die gewaltige Gemüthsbewegung dieses Morgens hatte sie angegriffen und das Verhehlen derselben das Uebel noch gesteigert. Sie klagte über heftigen Kopfschmerz, und der herbeigerufene Arzt erklärte: daß ein gastrisches Fieber im Anzuge sei.

„Ist Gefahr dabei?“ fragte sie ihn dringend, und als er verneinte, legte sie traurig das Haupt in die Kissen, und blieb ohne alles Interesse für ihre Umgebung und was sonst um sie vorging, in dieser Lage wie unbeweglich.

Im Laufe des folgenden Tages hielt Robert bereits die so sehnlich erwartete Antwort in seiner Hand, die er mit zitternder Hast entzifferte. Aber wieder und wieder mußte er lesen, ohne daß ihm der Inhalt verständlich wurde. Das war nicht die Sprache einer Mutter, welcher der Sohn ein liebeglühendes Herz entgegenträgt? — Sie konnte das nicht selbst geschrieben haben, nein! das war nicht möglich. Es wäre ja grausamer Hohn, denjenigen, dem sie die Liebe von dreißig langen Jahren schuldete, nun zum Ersatz auf den Himmel zu verweisen.

Jedes ihrer Worte schnitt mit grausamer Schärfe in seine Brust. Nein! Auf diese Weise kaufte sie ihn nicht ab. So leicht verzichtete er nicht auf den Traum seines ganzen Lebens, so leicht gab er den Wunsch nicht auf, daß die Mutter ihm die Braut zuführe. Er setzte sich hin und schrieb:

„Meine Mutter!

„Vergebens richten Sie an mich diese kalte Sprache des conventionellen Lebens, die ich nicht verstehe. Sie weisen den Sohn damit nicht zurück, im Gegentheil! — Nur um so

eifriger begehrt er den Moment, wo Sie, Angesichts seiner, der Natur ihr Recht einräumen und der ewigen Mahnung Gehör geben, die Sie mit warnender Stimme aufruft, Ihrem Sohne Mutter zu sein."

„Die Liebe, ich ahne das wohl, war das Band, das Sie mit meinem Vater vereinigte, und diese Liebe, die einst Ihre Seligkeit war, wollen Sie jetzt in Vergessenheit hüllen? — Dürfen Sie das aber? — Hatten Sie damals den Muth, glücklich zu sein, ohne die Welt um ihr Veto zu fragen; so beweisen Sie nun dieselbe Stärke, wenn der Sohn Sie an die Mutter mahnt. Sie schulden mir viel; tragen Sie ein Weniges ab von dieser Schuld, sonst möchte Ihre Rechnung im Jenseits, meinem Vater gegenüber, zu hoch summiren. Traurig genug, daß ich Sie mahnen muß an diese Pflicht, welche Ihr Herz Ihnen während dreißig langer Jahre täglich hätte zurufen sollen."

„Ich folge diesem Briefe auf dem Fuße. — Ich steige im Hotel de Prusse ab, und erwarte dort Nachricht von Ihnen, wo und wann ich Sie sehen soll. Worte halten mich nicht zurück.

Es braucht ja nicht im Angesichte der Menschen zu sein, dort bleibe ich Ihnen ein Fremder, wenn Sie wollen; aber allein mit Ihnen will ich die Mutter sehen, will mich Sohn nennen hören, will einmal an dem Herzen ruhen, das mir das Leben gegeben."

„Uebermorgen denke ich dort einzutreffen. Lassen Sie mich wo möglich schon eine Zeile von Ihnen vorfinden, denn ich brenne vor Verlangen nach diesem Sehen, und kann die Stunde nicht erwarten, wo ich Sie sehen soll." —

„Ihr Robert."

Die Regierungsräthin hatte eine unruhige Nacht zugebracht. Der Arzt fand sie am Morgen ernstlich krank und fing an, ihren Zustand bedenklich zu finden. Die Fenster wurden verhängt, die größte Ruhe empfohlen, und das ganze Haus nahm die feierliche Stille an, wie die Gefahr eines theuren Familienmitgliedes sie bedingt. Als der Abend kam, hatte das Fieber demungeachtet einen noch höheren Grad erreicht, und wilde Phantasien stellten sich ein, während welcher die Regierungsräthin kaum im Bette festzuhalten war. Besorgt schlichen Söhne und Töchter an die Thüre des

Krankenzimmers, aus dem sie jetzt verbannt waren, und ängstlich fragende Blicke folgten dem Arzte, so oft er in dasselbe trat, oder stumm und mit einem Kopfschütteln das Haus verließ.

Der Morgen des vierten Tages brach endlich an und fand die Kranke etwas beruhigter, so daß sich erwarten ließ, der Schlummer werde sich auf ihre müden Augenlider senken und ihr Genesung bringen. Aber man hatte zu früh gehofft. So wie die achte Stunde schlug, richtete sie sich wild im Bette empor und verlangte zu wissen, ob die Post ihr keine Briefe gebracht. Kein Bitten, kein Zureden half, sie drohte aus dem Bette zu springen, wenn man ihr nicht sogleich willfahre und ihr einhändige, was für sie eingelaufen sei. Man berieth sich mit dem Arzte, und dieser hielt es für das Beste, ihr nachzugeben; — nur sollte man ihr das Versprechen abnehmen, für heute nur einen Brief zu lesen. Sie willigte ohne Bedenken in diese Zumuthung und erhielt nun, was sie begehrte. Mit raschem Blicke überflog sie die Adressen und erkannte mit Herzklopfen die gefürchtete Handschrift. „Ich wünsche allein zu sein," herrschte sie ihrer Umgebung zu. „Daß man mich gleich wie ein

Kind behandelt, wenn ich drei Tage Kopfschmerz habe, ist wahrer Unsinn. Geht jetzt Alle hinaus, und ich will versuchen zu schlafen."

Man folgte dieser Weisung und ließ sie allein. Die Jungfer saß versteckt hinter den Vorhängen des Bettes und rührte sich nicht. Die Regierungsräthin begrub den Kopf in die Kissen und stellte sich schlafend, leise aber, ganz leise zog sie dabei den Unglücksbrief hervor und erbrach vorsichtig das Siegel. — Himmel! — Er war schon in der Stadt, — vielleicht schon vor dem Hause. — Um Gottes Willen! Wie hier Rettung finden!

„Lisette!" herrschte sie der Jungfer zu. Diese schlich leise an das Bette. „Verschließe die Thüre und bringe mir Tinte und Feder!"

Das Mädchen wollte Einwendungen machen.

„Du gehorchst mir, oder Du verlässest meinen Dienst!" befahl sie. „Ich weiß ganz gut, was ich fordere, und verbitte mir alle Gegenrede. Ich schreibe jetzt ein Billet, mit diesem schleichst Du Dich aus dem Hause, so daß Dich Niemand sieht, und lieferst es an die Adresse ab; richtest Du diesen Auftrag geschickt aus und kehrst an mein Bette zurück, ohne daß man Deine Abwesenheit

bemerkt hat; — so kannst Du Dir ein Kleid aus meiner Garderobe wählen. Verräthst Du mich, oder bist Du ungeschickt, so betrittst Du die Schwelle dieses Zimmers nicht wieder. Darnach richte Dich!"

Das Kleid wirkte und Lisette reichte stumm das Verlangte hin. Die Regierungsräthin schrieb mit zitternder Hand:

„Ihr Brief trifft mich im Bette. Die heftige Gemüthsbewegung hat mir ein Fieber zugezogen. Gedulden Sie sich! — Sobald ich das Haus verlassen kann, komme ich zu Ihnen; bis dahin haben Sie Barmherzigkeit und erzwingen sich keinen Zutritt bei mir. Ich bin Ihnen freundlich gewogen und segne Sie!"

„Anna v. W."

Diese wenigen Zeilen waren nicht schnell geschrieben. Als sie sie endlich mit großer Anstrengung auf das Papier geworfen und die Adresse geschrieben hatte, mußte Lisette das Billet versiegeln, während die Regierungsräthin halb ohnmächtig in die Kissen zurücksank. Mit matter Stimme befahl sie dann noch, sie während ihrer Abwesenheit einzuschließen und im Uebrigen genau zu thun, wie sie geboten; dann sank sie scheinbar

in einen leichten Schlummer und öffnete auch im Verfolge des Tages die Augen nicht wieder.

Als der Arzt am Abend vor ihrem Bette erschien, war er verwundert, daß seine Mittel auch gar nicht angeschlagen. Er schüttelte bedenklich den Kopf. Die Symptome der Krankheit waren so wenig gefahrdrohend, daß er nicht begriff, woher diese Abnahme der Kräfte und die fortwährenden Fieber kamen. Es mußte eine Ursache zum Grunde liegen, die er nicht ermittelte; die Kranke mußte irgend einer heimlichen Sorge nachhängen, die den Schlaf von ihren Augen scheuchte. Er nahm ihre Hand in die seine und sah sie sinnend an. Was konnte es sein, das auf ihrem Herzen lastete? — Er war seit einem Dutzend Jahren Hausarzt in der Familie und hatte den ruhigen Gang ihrer Lebensschicksale so ununterbrochen fortschreiten sehen, daß hier kaum von einem Kummer die Rede sein konnte, der dem geschätzten Freunde des Hauses nicht auch mitgetheilt worden wäre. — Er begriff nicht, was die Kranke quäle! — Brachte die Nacht keine Linderung, so mußte er am Morgen ernstlich in sie dringen, ihm mitzutheilen, was seine Kunst hier zu Schanden mache,

und ihr die Gefahr ihres Zustandes vorstellen; für den Moment aber schien es ihm besser, jede Aufregung zu vermeiden, und unter Anempfehlung großer Ruhe und eines leichten Schlaftrunkes schied er für heute aus dem besorgten Familienkreise.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, ward ihm gemeldet, daß während seiner Abwesenheit drei Mal ein junger Mann dagewesen, der ihn dringend zu sehen gewünscht und die Botschaft hinterlassen habe, er werde um zehn Uhr noch einmal wiederkommen. Der Arzt ging in sein Zimmer und befahl, daß man den Fremden, wenn er wiederkehre, vorlasse. —

Keine halbe Stunde verging und Robert trat bei ihm ein. „Sie entschuldigen,“ sprach dieser verlegen, „wenn ich mein öfteres Kommen nur schlecht motivire und für die Auskunft, die ich erbitte, Ihre Discretion in Anspruch nehme. Es liegt mir unendlich viel daran, von Ihnen zu erfahren, ob der Zustand der Regierungsräthin Werther gefährlich ist?“

Der Arzt maß den Fragenden mit einem forschenden Blicke. „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des Hauses?“ fragte er scharf.

Robert erglühte. „Ich glaubte nicht, daß meine Theilnahme einer Legitimation bedürfte, Herr Doctor,“ versetzte er, sich höher aufrichtend und dem Auge des Arztes mit einem stolzen Blicke begegnend.

„Sie haben Recht, junger Mann!“ sagte dieser begütigend. „Sie können Ihren Antheil schenken, wo und wie Sie wollen. Aber über mein Vertrauen können Sie nicht gebieten.“

„Ich kann Sie bitten, mir aufrichtig zu antworten, und das habe ich, meines Bedünkens, gethan. — Die Gewährung steht allerdings bei Ihnen.“ —

„Der Zustand der Frau Regierungsräthin ist bedenklich; die Krankheit spottet gewissermaßen der Kunst des Arztes, ich weiß nicht, wie ich sie angreifen soll. Ist es morgen früh nicht besser, so steht Alles zu befürchten. — Ich habe Ihnen jetzt mit aller Aufrichtigkeit geantwortet, mein Herr! Wollen Sie mein Vertrauen jetzt zurückgeben?“ Er maß ihn scharf.

„In welcher Art?“ fragte Robert verwirrt.

„Indem Sie mir frei und ohne Hehl antworten: ob Sie in irgend einer Beziehung zu der Regierungsräthin stehen.“

Roberts Auge suchte den Boden. Er wußte nicht, wie er diese Frage beantworten, oder wie er sie umgehen sollte. —

„Gehen Sie ehrlich zu Werke, junger Mann!“ fuhr der Arzt fort. „Bedenken Sie, daß es sich hier um ein Menschenleben handelt.“

Robert fuhr entsetzt in die Höhe. „Um Gottes willen, Herr Doctor! steht es so? — Und welchen Einfluß auf die Herstellung der Kranken kann meine Antwort ausüben?“

„Vielleicht den einzigen, der hier Rettung bringen kann. Sie hat in ihren Fieberträumen von einem jungen Manne geredet, der das Messer nach ihrem Herzen zucke; läge diesen Phantasien etwa eine Wahrheit zum Grunde?“ —

Robert sank wie vernichtet auf einen Sessel und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Nun noch einmal, mein Herr! In welcher Beziehung stehen Sie zu der Kranken?“

„Sie ist meine Mutter!“ rief Robert mit dem Tone eines Verzweifelnden und wollte zum Zimmer hinausstürzen.

„Halt!“ rief der Arzt, „so haben wir nicht gewettet!“ und zog ihn sanft zurück. „Mit Ihrem Davonlaufen wäre wenig gewonnen; durch Ihr Hierbleiben bietet sich vielleicht ein Weg der Rettung. Erzählen Sie mir jetzt einfach, wie Sie mit der Kranken stehen, und erlauben Sie dem erfahrenen Manne, sich Ihnen dann als Rathgeber aufzudrängen. — Ihre Mittheilung ist keine Indiscretion, sie ist eine heilige Pflicht; das Leben Ihrer Mutter hängt wahrscheinlich davon ab. Also ohne Umschweife.“

Robert sah keinen Ausweg, als die ganzen Thatsachen darzulegen. Der Arzt hörte aufmerksam zu. — „Gottlob!“ sagte er, als dieser geendet, und drückte theilnehmend seine Hand, „Sie befähigen mich, eine große Sünde von der armen Frau ferne zu halten. Es ist augenscheinlich, sie wollte sterben, um der Schande zu entgehen, sich als Mutter zu bekennen. Menschenfurcht, nicht Gottesfurcht, beherrscht sie selbst am Rande des Grabes. Die arme Frau! — Sie müssen ihr

deshalb nicht zürnen. — Es wird hoffentlich noch Alles gut werden. — Armer junger Mann! — Ich bin Ihr Freund, verlassen Sie sich auf mich. Morgen Abend in der Dämmerstunde erwarte ich Sie hier, dann sollen Sie das Resultat meiner Tagesarbeit erfahren."

Sie schieden. —

Der Arzt kam seinem Worte getreulich nach. Als Robert am folgenden Tage bei ihm eintrat, stand er schon mit Hut und Stock gewaffnet seiner harrend und bat ihn, sogleich mit ihm zu gehen. Ihr Weg führte sie direct nach dem Hause des Regierungsraths Werther. Leise stieg der Arzt die Treppe hinauf und bat Robert, auf einem Gange zu verweilen, bis er ihn rufe; dann verschwand er durch eine Thüre, die in das Zimmer führte. Eine Viertelstunde verging, die Robert in der peinlichsten Erwartung verbrachte, dann hörte er ein leises „Kommen Sie!" und folgte dem Winke der Hand, die ihm den Fingerzeig gab. Er trat in ein matt erleuchtetes Zimmer, wo eine Dame, von weißen Polstern unterstützt, im Bette aufrecht saß. Niemand war gegenwärtig; — selbst der Arzt schien verschwunden. „Mein Sohn!" flüsterte

eine Stimme und Robert lag an dem Herzen seiner Mutter. Heiße Thränen rollten über seine Wangen. „Segnen Sie mich!“ stammelte er flehend, und die dünne weiße Hand senkte sich auf seine Locken und bat um den Schutz der Allmacht für dieses verlassenen Kindes Leben. „Sie haben mir verziehen, meine Mutter!“ sprach Robert, sich halb aufrichtend und den ersten Blick auf das Angesicht seiner Mutter wendend.

„Ich habe Dir Nichts zu verzeihen, mein Sohn; aber Du mir eine große Schuld. Mir galt die Welt mehr, als meine Mutterpflicht. Ich verläugnete mein Kind aus falscher Scham. Vergieb mir, wie Gott Dir wird vergeben.“

„Es ist Alles vergessen, seit ich an Ihrem Herzen ruhe, meine Mutter! Gott erhalte Sie mir! Dann ist Alles gut.“

„Ich werde nicht leben, und es ist besser, daß ich nicht lebe, mein Kind! Die Welt würde sich auch jetzt noch meiner Mutterpflicht entgegenstellen.“

„Sie müssen leben, meine Mutter! damit mir der Vorwurf nicht bleibt, Ihre Tage verkürzt zu haben. Lassen Sie diese Schuld nicht lasten auf dem Haupte Ihres armen Kindes.“

„Mein lieber Sohn!“ sprach sie sanft und streichelte seine Wange, „ich spreche Dich frei von jeder Schuld. Mich trifft Gottes Hand. Es ist sein Strafgericht. Ich sollte nicht länger mit der Maske des Rechtfertigen unter den Menschen wandeln, ich sollte für meine Lüge büßen und bereuen. Ich bin zur Erkenntniß gekommen und kann jetzt mit geläutertem Herzen vor dem Throne des Ewigen erscheinen. Nur an Dir möchte ich gut machen können, was ich verbrochen; aber ich kann es nicht, das quält mich. Hast Du einen Wunsch, den ich erfüllen kann, so nenne ihn mir! Er ist Dir gewährt.“ —

„Laß mich nicht mehr allein auf der Erde sein, gieb mir Verwandte, gieb mir eine Familie!“

Die Regierungsräthin seufzte und blickte verlegen vor sich hin. — Ein leises Geräusch hinter dem Vorhange sagte, daß Jemand das Zimmer verlassen habe.

„Ich weiß nicht, wie ich diese Bitte erfüllen kann,“ sprach sie endlich traurig. „Ich thäte es so gerne! Aber an wen soll ich Dich verweisen, wen soll ich bitten, Dir ein Freund zu sein?“

„Mich!“ antwortete eine Stimme, und der Regierungsrath stand neben dem Bette, gefolgt von seinen Kindern. „Wer nicht vergiebt, dem wird auch nicht vergeben: darum, meine Anna, reiche ich Dir über dem Haupte dieses Sohnes noch einmal die Hand zum Bunde und nehme ihn in denselben als Glied unserer Familie auf. Du warst mir während fünfundzwanzig Jahren eine treue Gattin, hast redlich Leid und Freud' mit mir getheilt; so theile ich auch jetzt mit Dir, was Dich bekümmert. Hättest Du Vertrauen zu mir gehabt, gutes Weib, so wäre uns diese Scene am Krankenbette erspart worden, und wir hätten beim munteren Mahle den neuen Sohn in unsere Mitte aufgenommen; — oder besser noch, er wäre gleich mit unseren Kleinen aufgewachsen. Das Versäumte läßt sich nun nicht einholen; aber gut machen läßt sich hoffentlich noch Vieles. Darum Muth, liebe Anna! und unserm Robert ein herzliches Willkommen.“

Die Regierungsräthin war wie vernichtet in die Kissen zurückgesunken. — Sanfte Thränen stahlen sich über ihre Wangen, und die Zunge fand keine Worte, ihre tiefe Bewegung laut wer-

den zu lassen. Söhne und Töchter drängten sich um ihr Bett, küßten ihre Hände und riefen sie bei den zärtlichsten Namen; der Regierungsrath aber wandte sich zum Arzte, der mit verschränkten Armen hinter der Gruppe stand, schlug ihm auf die Schulter und sagte: „Alter Freund! haben Sie Hoffnung?“

Der treue Freund des Hauses nickte stumm bejahend. —

Von der schönen Rosamunde.

Gedicht

von

Theodor Fontane.

Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage.

In elegantem Einbande mit Goldschnitt. Preis 20 Sgr.

Die Hoffnung, mit der wir das Erscheinen dieses Gedichtes ankündigten, daß die poetische Fülle und künstlerische Gediegenheit desselben alle für das Schöne empfänglichen Gemüther ergreifen würde, hat sich durch die so bald nöthig gewordene zweite Auflage bewährt. Nicht nur, daß diese Innigkeit und Zartheit der Empfindung, diese Kraft und dieser malerische Reiz und Wohllaut des Ausdrucks in weiten Kreisen der Lesewelt eine ungewöhnliche Wirkung geübt, auch die Kritik hat mit uneingeschränktem Beifalle diese seelenvolle Dichtung begrüßt, auf die Frische, Unmittelbarkeit und ächten Romanzenton derselben hingewiesen, und ein berühmter deutscher Dichter hat ihr in der Augsburger Allgem. Zeitung den Preis vor den meisten Erscheinungen zuerkannt.

Falk.

Eine Erzählung

von

Siegfried Kapper.

Octav. Brosch. 1 Thlr. Miniatur-Ausgabe auf Velinpapier 1 Thlr. 15 Sgr.

In den Rahmen einer auf psychologischer Grundlage ruhenden Tendenz gegen den Materialismus unserer Zeit überhaupt, und insbesondere gegen jene Corruption, welche alle höhern Interessen des Geistes und des Herzens zertritt, entfaltet der bekannte Verfasser der südslavischen Wanderungen ein anziehendes Familienbild. Der Wechsel der Situationen, die Charakter- und Sittenschilderung, so wie der ideale Standpunkt des Verfassers sichern dieser Erzählung die Aufmerksamkeit des Publikums.